

Zeitschriftenschau.

- Muerbach, Berthold, und Grabbe.** Von Anton Bettelheim. Litterar. Echo. 10.
Berliner Brief. Von W. Schöller. Neue Bahnen. 3.
Bölsche, Wilhelm. Von Josef Theodor. Nord und Süd. 299.
Busch, Wilhelm, der Philosoph. Von Rud. Prescher. Litterar. Echo. 9.
Christus-Litteratur. Von v. D. Neue Bahnen. 3.
Dichter-Briefe. Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 2.
Dilettantismus, Die Zukunft des. Von Heinr. Pudor. Kyffhäuser. 21.
Dramen, Neue. Von Wily. v. Scholz. Litterar. Echo. 10.
Gämann, Otto. Von Karl Scheffler. Lotse. 20.
Gruft, Otto. Von Gustav Falke. Lotse. 17.
Gruft, Otto, als Dramatiker. Von G. Metelmann. Internat. Litteraturberichte. 2.
Fahrenbacher Mundart, Texte in. Von Mina Nohe. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6.
Frauenlitteratur, Moderne. Von A. Pappriß. Gesellschaft. 3.
Goethe, Der junge. Von Th. Achelis. Magazin für Litteratur. 7.
Goethebriefe, Eine neue Ausgabe der. Erwinia. 5.
Goetheschriften. Von Richard M. Meyer. Litterar. Echo. 9.
Hammerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 5.
Herder und Jakob Burckhardt. Von Ernst Wachler. Deutsche Heimat. 19.
Hugo, Victor. Von Roland Hammer. Neue Bahnen. 3.
Jordan, Richard. Von Paul Tesdorpf. Hessenland. 3.
Jung-Elfaß, Noch einmal. Von René Schickel. Gesellschaft. 2.
Kunst und Religion. Von Rud. Klein. Gesellschaft. 2.
Lenau. Eine psychologische Betrachtung. Von Leo Greiner. Lotse. 18.
Lingg, Hermann von, als Lyriker. Von A. K. I. Tiel. Internat. Litteraturberichte. 3.
 Gesellschaft. 2.
Los von Berlin? Von Fritz Lienhard. Deutsche Heimat. 17.
Lyrik, Neue. Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 2.
Mundartenforschung, Ueber. Von Karl Haag. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6.
Musik-Litteratur. Von Rud. Louis. Litterar. Echo. 10.
Müther, Richard, Studien und Kritiken. Von Paul Niefensfeld. Nord und Süd. 299.
Niederländischen, Zur Deklination im. Von Emil Trebs. Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten. 6.
Neger, Max. Von Karl Straube. Gesellschaft. 3.
Roman, Ein unter seinen Leuten. Von Eugen Kalkschmidt. Lotse. 17.
Schanz, Frida. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 17.
Skizzenbücher, Neue. Von Theo Schäfer. Litterar. Echo. 10.
Sonett, Das. Von Otto Hauser. Litterar. Echo. 10.
Spitteler's Olympischer Frühling. Von Kurt Holm. Magazin für Litteratur. 6.
Stehr, Hermann. Von W. Leutrodt. Magazin für Litteratur. 7.
Türk, Der geniale Mensch. Von Karl Werner. Magazin für Litteratur. 6.
Uebersichts-Publikationen. Von Hans Fr. Frey. Internat. Litteraturberichte. 3.
Wedde, Johannes. Von Gustav Wendt. Lotse. 18.
Yvette Guilbert. Von Otto Stöbl. Wage. 5.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warnke, Braunschweig, Hasanenstraße 51a.
 Verlag: Gose & Zehlaff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pölitzerstraße 81.

Monatsblätter

für

deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

April 1902.

Heft 7.

Die Weggefellen.

Es waren treue Genossen,
 Die wollten wandern zu drei'n,
 Untrennbar, unverdrossen,
 Bis in den Himmel hinein.

Sie zogen des Wegs und sangen
 Durch schlafende Dörfer weit;
 Sternschimmernde Brunnen sprangen,
 Es glomm das Frührot breit.

Vor Strazburg steht eine Schenke,
 Dort prangte der Flieder süß,
 Dort blühte das Schild im Gehenke,
 Frau Wirtin lachte: Gott grüß!

Sie hob die Kannen, die Töpfe,
 Der Schelmin Auge stach,
 Und es flogen die knisternden Töpfe;
 Der Wandrer erster sprach:

Fahrt wohl, ihr guten Gefellen,
 Gott miß mir Freudenwein
 Und Glück mit silbernen Ellen:
 Der Wirtin Herz ist mein.

Die beiden zogen voll Sinnen
 Hinaus in den Sommertag;
 Wenn einer will freien und minnen,
 Kein Kraut dem helfen mag.

Sie wanderten gut und lange,
 Da sank dem Zweiten die Hand:
 Freund, mir wird heimwehbrange,
 Zu heiß den Weg ich fand.

Er legte sich hin, zu rasten,
Da wehten die Gräser kühl,
Da rauschten die sturmerfaßten
Linden am Kirchhofsbühl.

Nun zieht der Staub auf den Wegen,
Der Dritte wandert allein
Dem ewigen Lenz entgegen,
Durch Sturm und Sonnenschein.

Er hat manch Lied gesungen,
Weiß keiner, woher er's nahm,
Und nicht ist's zu Ohren gedrungen,
Ob in den Himmel er kam.

Hafeldorf. Emil Schoenaich-Carolath.

Letzte Bitte.

Leg Blumen mir und Blüten auf mein Grab
Und komm zu mir, weil ich von Dir muß' scheiden,
Schick einen Liebesgruß mir noch hinab, —
Dann laß mich ruhen unter Trauerweiden.
Denk still an mich, der Dich so heiß geliebt
Und stumm nun schläft im kühlen Schoß der Erde,
Der hofft, daß es ein Wiedersehen giebt,
Und daß der Geist zum Licht erwachen werde,
Der warten will im engen Totenschrein,
Bis daß Du kommst, Dich auch zur Ruh zu betten,
Bis einst des ew'gen Frührots heller Schein
Das Dunkel bannt und sprengt des Grabes Ketten!
Leg Blumen mir und Blüten auf mein Grab,
Nimm Tannengrün und blaue Immortellen;
Wenn liebend Deine Hand sie streut herab,
Wird Grabesnacht im Traum sich mir erhellen,
Und sehnend werde ich für Edens Glück
Erslehen mir des Himmels Liebesgabe:
Gott wolle schenken Dich mir einst zurück!
Das ist die letzte Bitte, die ich habe.

Godesberg a. Rhein.

Heinrich Remy.

Königin Liebe.

Wenn Du, o Königin, das Thor mir schließt
Zu jenem Reich, da Deine Sterne strahlen,
Wenn nie vom Trank aus Deinen gold'nen Schalen
Mein armer irdner Becher überfließt,
Wenn Du mich nie mit liebem Namen nennst
Und meines Lebens karger Schattenblüte
Nie Deines jungen Frühlings kraftdurchglühte,
Geheimnisvolle Sonnenweihe schenkst —

Ich will es tragen, stumm und klagenlos!
Noch andre Ziele weiß ich meinem Streben;
Ein reicher Schatz liegt in der Zukunft Schoß,
Und meine Seele dürstet, ihn zu heben!
Ich schaue nicht zurück — und darf die Brust
Mir nicht der Liebe heil'ge Rose schmücken,
Soll doch mit irren Händen nicht die Lust
Der Leidenschaften Feuerlilie pflücken —
Die heißen Wünsche wiegt' ich tief in Ruh.
Stark schwebt die Hoffnung ew'gen Zielen zu,
Und von den Höhen rufen heil'ge Lieder.

Nur manchmal, nächtens, wenn die Sehnsucht kommt,
Die große Sehnsucht, der kein Schlaflied frommt,
Dann weck' ich meine alten Träume wieder.
Aus stillen Gräften steigen sie herauf
Und thun verwundert groß die Augen auf.
Ich aber sende sie in blaue Weiten,
Ins Land der Sehnsucht und der Seligkeiten —
Es hemmen ihren Pfad nicht Thor noch Riegel,
Denn meine Träume haben gold'ne Flügel!

Wenn sie dann heim zu meinem Herzen kehren,
Dann küsse ich in durstigem Begehren
Die blassen Lippen meiner Träume nur,
Darauf noch Deines süßen Namens Spur,
O Königin, mit jedem Hauch sich wiegt —
Und ihre Augen küß' ich, drin die Wonne
Des einen Blicks in Deines Reiches Sonne
Noch wie ein abendlicher Nachglanz liegt!

Und dann — dann sing' ich wieder sie zur Ruh
Mit einem Lied vom Schweigen und Entsagen
Und wandre, wandre meinen Zielen zu — —

Bückeburg.

Eulu v. Strauß-Corney.

Auferstehung.

Ist Dir das nicht ein Gleichnis, daß in dem Lenzeswehn
Die Blumen und die Halme neu aus der Erde gehn?

Daß alle Bäume blühen im warmen Frühlingshauch,
Daß alle Knospen springen am winterlichen Strauch?

Daß alle Saaten sprießen im mütterlichen Land,
Die streute in die Erde des Sämanns fleiß'ge Hand?

Sahst Du ein lebend Wesen, das nicht dem Tod geweiht
Und doch zu neuem Leben erstanden seiner Zeit?

Ist Dir das nicht ein Gleichnis, wenn Dich das Grab umhegt,
Daß auch in Deine Seele des Lebens Keim gelegt?

Daß Du auch wirst gesunden einst an des Lebens Born,
Wie er, der sich so freudig genannt ein Weizenkorn?

Berlin.

Elisabeth Kolbe.

An mein Herz.

Es blüht der Lenz, mein Herz, du darfst nicht ruhn,
Noch bist du jung, und du hast viel zu thun.

Die Arbeit harret. Dir ward ein schönes Feld.

Und deine Saaten sind noch nicht bestellt.

Dir sei's genug: Du darfst die Körner streu'n. —

Ein andrer kommt vielleicht und sammelt ein.

Bargfeld (Holst.).

Ernst Ludwig Wulff.

Weißt Du's besser?

Blütenduft und Sonnenschein,

Frost und Regenschauer —

Herz voll Jubelmelodein

Und ein Herz voll Trauer.

Sag', was ist's? — Ei, der April! —

Weißt Du's besser, schweig fein still! —

Neuwied a. Rh.

Paul Steinmann.

Erinnerungen.

Das sind die stillen Stunden,

Vor denen das Herz erschrickt,

In denen das Auge träumend

In düstere Fernen blickt,

In denen die Seele plötzlich

Von Bildern wieder erfaßt,

Die längst im Fluge der Jahre

Zurückgedrängt und verblaßt,

In denen die vor uns treten,

Die einstmals das Herz besaß,

Die dann im Taumel des Lebens

Es undankbar vergaß.

Das sind so bange Stunden,

Wo mancher vor uns steht,

Den nun die zuckende Lippe

Still um Verzeihung fleht.

Braunschweig.

Louis Engelbrecht.

Ein Thema mit Variationen.

Ins Elend siehst Du das Volk geraten

Und wirbst einen Bund zu befreienden Thaten;

Recht so — nur laß bei dem eifrigen Werben

Deinen armen Nachbar nicht Hungers sterben!

Willst für die Menschheit Du ins Große bauen,

Lern' erst den einzelnen Stein behauen;

Willst in der Welt den Liebesbrand Du schüren,

Laß Deinen Nächsten Herzenswärme spüren!

Ein kosmopolitischer Idealist,

Der über der Menschheit den Menschen vergift! —

Kennst Du nicht den, der für die Menschheit starb,

Doch sterbend um den einen Schächer warb?

Merseburg.

Paul Delius.

Lebensphasen.

Von Wilhelm Arminius.

Im kleinen Ausbau des Fürstentellers zu Weimar wirft der Champagner weißen Gischt zum Flaschenhals hinaus und perlt im hohen Kelchglase. Aber soviel Lehnstühle auch erwartungsvoll gestellt sind — nur ein Gast hat bisher auf der Bank Platz genommen. Er sitzt vornübergebeugt, daß sein langes, weißes Haupthaar die Wangen des schmalen Kopfes seitlich überfällt, der lange Bart den Tisch streift — und seine sinnenden Poetenaugen folgen den steigenden, zerspringenden Bläschen.

Was bringen sie doch alles vom Boden herauf, vom Grunde einer um fünfzig Jahre zurückliegenden Vergangenheit!

Er lächelt oft, dann wieder zuckt es wehmütig um seinen Mund. Allzu heftig Andrängendes wehrt er ab — er lauscht einer Stimme — sie spricht zu ihm — und nun fügen sich die Bilder, die Scenen zusammen — — — — —

In einer der Studentenbuden, wie sie das freundliche Halle an der Saale seit Alters her so viele besaß und noch besitzt, saßen sich am Anfang September 1851 zwei junge Leute gegenüber.

Sie hatten eine längere Auseinandersetzung gehabt; erregt waren beide. Aber während der mit der stattlichen, ja gewichtigen Persönlichkeit und den gebietenden Augen diese Erregung mehr mit Armen und Händen andeutete, floß ihr Strom in dem zweiten, seiner Gebauten ungesehen, grub sich aber dafür tiefer ein.

Er stand auf, faßte den Arm des Freundes. „Komm mit zu Hummel! Sprich zu ihm!“ drängte er.

Der andere reckte sich. „Was soll es noch?! Ich bin gebunden! Frau Jolly aufgeben —? Nie! Und Du weißt, wie enge meine Verhältnisse! Jeder andere Lebensweg ist weitläufig über die Maßen — — ach —“ er legte die Hand mit schauspielerischer Bewegung über die Augen, „ich werde schließlich froh sein, herauszukommen aus all der Langweiligkeit!“

Der Freund sah sinnend auf ihn. Wie er so da stand, da war es wohl eine Gestalt, das Auge zu erfreuen, aber auch eine, die ‚dominieren‘ wollte. „Ja, das Zeug, eine Bühne zu leiten, hast Du, glaub' ich; als Schauspieler aber aufzutreten — Förster, sieh zu dem Deinen! Deine Bildung, Deine Persönlichkeit —“

Aber der Gemahnte fuhr bei dem pastoralen Tone auf. „Laß Deine salbungsvollen Reden, junger Knappe! Gebunden bin ich, und unter Schwiegervater Bredows Leitung, denk' ich, wird's auch etwas werden. Ich muß Bühnenluft atmen — ich

fühl's! Und ich will Dir etwas sagen,“ er lachte herzlich auf, „Dir gerade steht das Abmahnen nun auch nicht besonders, das Pastorengemäße nun schon garnicht. Das sind abgeblaßte Reminiscenzen an eine brave Idee deines Vaters. Und kommst Du mir etwa mit Rechtsbelehrungen, Du junger Studiosus Juris — so will ich Dir auf den Kopf zusagen, daß Du auch nimmermehr ein Jurist wirst — Du — Du — Poete Du!“

„Ah — Du meinst —?!“

Ueber den Angeredeten kam plötzlich ein neues Leben. Er warf das Haar aus der Stirn. „Du könntest recht haben —“ meinte er dazu und sah verstohlen auf die angeschwollenen Massen seiner jungfräulichen Manuskripte. „Willst Du den großen Monolog aus Ermano von Bologna hören, Förster? Oder wie wäre ein Abschnitt aus den ‚Inseln des Lebens‘? Ist zwar ein hyperromantisch-mystisches Morgenlandsmärchen —“

„Knappe, laß die Inseln des Lebens, die sind für geborene Schlafrockträger! Ich stürze mich in den vollen Strom! — Uebrigens weißt Du, da hat Freund Roquette, Dein ambrosisch hauptumlockter, feingegliedert Provenzale, einen netten Einakter gemacht: Waldeinsamkeit. Hat ihn neulich bei Professor Prutz vorgelesen — ich glaube sogar, Bredow hat das Stück für das Stadttheater genommen. Auch auf Deines bin ich natürlich gespannt — lies, lies, mein Sohn — — Doch sag mal, was ist denn das hier? Shakespeare und sein Freund? Dreiaktiges Lustspiel?! Du, das Ding ist ja fertig —?!“

Der andere sah mit blizenden Augen auf. „Es ist fertig“, sagte er und warf sich in die Brust.

„Nun, und —? Natürlich hat Hummel da die Hand im Spiel gehabt. Bismöglich auch Frau Mathilde, von der ich neulich ein reizend philosophisches Briefchen in Deiner Hausjoppe fand — eine Antwort auf drei Episteln von Dir! Auf drei? Mensch, wo hast Du nur all das Gesalbadere her?!“

Der junge Poet blinzelte bei dem Namen der jungen, verehrten Frau etwas scheu zu dem Freunde auf. „Du hast spioniert —?“

Dieser lachte. „Hm, was brauch' ich da noch zu spionieren! — August Förster wird doch seinen Freund Julius Groffe aus Erfurt kennen! Also heraus mit der Sprache! — Ihr seid zusammen gewandert — oder so — —“

„Nur mit ihm.“

„Selbstverständlich! Sie war nur in geistiger Fühlung vorhanden.“

„Nach Wehlig.“

„Siehst Du wohl! Und da — Wasserfahrten, ländlicher Ball — Du mit der schönen Frau Mathilde in sieben Schleiermacherhimmeln! Üppiges Gastmahl bei Tante Herrfurth, Gesellschaftsspiele u. s. w. Deine Blicke schönheitsfaugend und Dein Ohr dem Herrn Universitätsrichter geneigt, der wie so oft aus Tieck oder Irving Shakespeare-Anekdoten erzählt? Stimmt's?“

„Wenn Du Frau Mathilde aus dem Spiel läßt, stimmt's. Weißt Du: Märchenduft alles! Und das Scenarium in meinem Kopf plötzlich fertig wie hineingehauen! Dann Scene für Scene durchgegangen, Frau Mathilde kommt schließlich doch dazu, und alles wird auf die Hausbühne zugeschnitten.“

August Förster lachte auf. „Aha, und als mein lieber Groffe an der Arbeit, vergift er alles, selbst seine liebenswürdige Korrespondentin, die ihm als gastliche Wirtin zum mindesten hätte am Herzen liegen müssen — das Stück wächst ihm unter den Händen —“

„Aber natürlich! Denke doch, welcher Vorwurf: ein Liebesabenteuer Shakespeares in der Nähe von London! Da fand sich natürlich das Urbild des Malvolio, auch das des Lanz, des tölpelhaften Bedienten. Shakespeare selbst wurde zu Prospero, und so gestaltete sich das Ganze gleichsam zu dem Erlebnis, aus dem später ‚Was ihr wollt‘ wurde und der ‚Sturm‘. Siehst Du, das gab Hintergrund und Fernsichten!“

„Mensch — Dein Gesicht —! Du glühst ja! Ihr habt es also doch in der göttlichen Villa vor dem Hannischen Thore aufgeführt?! Frau Mathilde hat den Prolog gesprochen. Die Heinze und Keil, der Bauer, haben sich an den Rollen vergriffen — an solchen Rollen, wie?“ — Er durchblätterte das Manuscript und machte ein unwirschiges Gesicht.

Da schüttelte ihn der Autor des Werkes heftig am Arm. „Riefest Du mich doch aussprechen! War ja natürlich doch zu schwierig. Otto Roquette sprang mit einem Singpiel ‚Die kranke Kuh‘ ein. Aber bei der nächsten Gelegenheit soll Robert Prutz davon hören, nach dem Kolleg, weißt Du, wenn er auftaucht. Vielleicht daß ich das Stück in seinem Zirkel vorlesen darf —“

„Hm — kann lange dauern.“ August Förster blätterte und blätterte. „Na, will Dir mal etwas sagen.“ Er durchfuhr sich die Mähne. „Ich lese das Stück! Ich muß eine neue große Rolle haben, wenn möglich, in einem neuen Stück. Ein Anfänger hat mit Vorurteilen zu kämpfen. Wenn ich das Stück brauchen könnte! — Groffe, alter Kommilitone — ein Stück von Dir! — wenn es meinen neuen Lebensweg einleitete — doch still! — Morgen spielen ‚wir‘ in Merseburg, ich sage ‚wir‘, denn ich habe die welterschütternde Wahrheit im III. Akt zu verkünden: ‚Herr die Pferde sind gesattelt!‘ — also ‚wir‘! — Aber in acht Tagen hast Du Antwort.“

Ein kräftiges ‚Servus!‘, die Thür schlug zu.

Der junge Poet war allein.

„Das ist August Förster!“ dachte er, „da ist Kraft, da ist Lebenswille!“ — Und weiter: „Er ist jetzt drüben — er hat sich entschieden! — Und wir anderen —?!“

Otto Roquette zwar war auch so weit, oder wenigstens auf dem Wege dazu nach seinem großen Erfolge mit seinem Rheingau-Märchen ‚Waldmeisters Brautfahrt‘, das er auf Hummels Rat in Verse umgegossen und mit Liedern ausgestattet — Aber er, sollte er selbst, — der 23jährige stud. jur. Julius Groffe nicht auch durch den Geist, der von dem Hummel’schen Hause ausging, angesteckt und bestimmt werden!! Die Briefe von Frau Mathilde, wie hatten sie ihn gefördert! Der Verkehr mit ihrem geistvollen, beweglichen, künstlerischen Gatten, wie befruchtend hatte er auf ihn eingewirkt!

Er sah die reizende Gartenwildnis, die die zierliche Villa umgab, vor sich; durchschritt in Gedanken die in Weltabgeschiedenheit und Stille hinträumenden Gänge,

stand in dem großen Saal des freistehenden Gartengebäudes, der zum Theaterraum umgeschaffen war und von dem frischen Lachen der Hauswirtin und guten Fee der Gesellschaft erklang. Und über dies Theater sah er die reizenden Einakter von Putzig und Freund Roquette dahingaukeln, die zierlichen Singspiele, die Märchenstücke tändeln, welche häufig Eingebung des Augenblickes der anwesenden Improvisatoren waren. Und wie der Direktor und Regisseur aller dieser, der Universitätsrichter selbst, war auch er mit voller Seele bei all dem Wirrwarr, der Plage, dem Martyrium, daraus doch eine Fülle von künstlerischen Offenbarungen und intimen Zauber sproßte.

Was hatte die ganze übrige Stadt, was das Stadttheater unter Bredows Leitung bisher daneben gegolten!

Aber nun —! Das schöne Fräulein Seebach, Frau Jolly, Försters Braut, der Heldenspieler Streng, Rocco und Bensberg, die Charakterspieler — das war doch etwas anderes! „August Förster, Du bist ein Mann von Wort gewesen, halt auch jetzt Wort!“ — — — — —

Der Universitätsrichter saß in seinem Tusculum über Briesen, die er im Schubfach seiner Frau gefunden hatte, und die ihre Adresse trugen. Er schüttelte wiederholt den Kopf, er biß heftig die Lippen.

Da stürmte der Studiosus Groffe über die Schwelle.

„Er hat’s angenommen! Liebster, bester Herr Doktor, er hat’s angenommen! Im November wird’s aufgeführt! August Förster spielt die Hauptrolle.“

Der aufgestörte Leser neigte sich gemessen. „Wollen Sie die Güte haben, Platz zu nehmen —“

„Gerne. Also hier Briefe aus Merseburg und Sondershausen —“

„Briefe — ja! Aber nicht aus Merseburg. — Ihr Name?“

„Aber ich bitte Sie — was soll der Scherz? — Julius Groffe natürlich!“ — Dem Ankömmling wurde unheimlich zu Mute. „Herr Bredow selbst — —“ stotterte er.

Der andere hob die Hand. „Bitte —! Ich bin der Universitätsrichter Hummel.“ Er betonte den „Richter“ besonders. „Julius Groffe also. Und dies Ihre Handschrift? Ja?“ Er hielt dem Studenten ein Briefkowitz vor die Augen. Und als der Überraschte zögernd nickte, fuhr er geschäftsmäßig fort: „Es ist also kein Zweifel nach Ihrem Geständnis. Und mir bleibt nichts anderes übrig, als mich dahin zu entscheiden, daß Sie einen sträflichen geistigen Umgang mit meiner Frau gepflogen haben. Geben Sie das zu? —“

Gewitterschwüle über der traulichen, walduhrauschten Villa. Hochnotpeinliche Untersuchung in Form von grell aufzuckenden Blitzen. Lehrreiche, aber etwas stürmische Auseinandersetzungen von Recht und Unrecht.

Verschuldung? — Bei so ehrlich überraschtem Gesicht nicht recht zu finden.

Aber Warnung: Unter den Bäumen, die die goldenen Äpfel der Hesperiden tragen, wachsen auch die Rosen des Gros. Fühlst Du die Dornen, junger Poet?

Offenes Versprechen: Kein anderer Gedanke als der an die kommende Theater-Aufführung.

Händedruck und Verjöhnung.

Das Gewitter ist gnädig vorübergezogen.

Ein trüber, nebelgrauer Novembertag.

Von Dunkel Rudolf war eine Rotweibatterie eingetroffen. Die meisten der Blaugesiegelten waren der Schauspielertruppe zugewandert. Aber ein kleiner Kater von einigen zurückgehaltenen saß den beiden jungen Autoren doch in den Gliedern. Ein gewisses müdes Herumfingern machte sich bemerkbar, halbe Fragen wurden gethan und unbeantwortet gelassen.

Endlich kam der Abend. Es war der Polterabend für August Förster, den Heldenpieler. Am nächsten Tage wollte er mit Frau Jolly Hochzeit feiern. Heute lag ihm anderes im Sinn. Er spielte den William Shakespeare in dem Lustspiel „Shakespeare und sein Freund“ — und er spielte ihn als versprechender, genialer Schauspieler vor ausverkauftem Hause. „Waldeinsamkeit“, Lustspiel von Otto Roquette, ging voran.

Am selben Abend zwei Stücke von Hallenser Studenten. Das zog.

Heller, tosender Jubel brach aus, als der Vorhang niederging. Beide Autoren wurden gerufen, und wie gerufen! Junge studentische Kehlen lieben nicht das Maß. Der Direktor mußte im Namen der Dichter danken — noch einmal danken —

Professor Robert Prug lachte seinen jungen Kommilitonen zu. Eine glänzende Besprechung im Hallenser Courier versprach Freund Blau.

Junge Seele, was willst Du mehr!

Freundenrausch die Nacht hindurch, Fortsetzung am folgenden Tage.

Die beiden Glücklichen ziehen Arm in Arm von Bekannten zu Bekannten. Sie kommen zum Direktor Bredow.

Da ist Hochzeitsfeier. Und in einer Stunde will die Truppe reisen! — Gepackte Koffer stehen aufgestapelt, geleerte Weinflaschen rollen auf dem Tisch herum. Die Schauspieler deklamieren mit lallender Zunge Kraftstellen ihrer Rollen. August Förster hält seine junge Frau still im Arm und blickt großen Auges auf das bunte Bild. Ein Leben aus echter Kunst, unechtem Überschwang und viel Zigeunertum zusammengesetzt — das wird sein Los sein.

Er streckt den Freunden die Hände entgegen. Eine Weile stehen sie einander stumm gegenüber. Dann kommt Papa Bredow mit den Gläsern.

Zum Abschied wird angestoßen. Ist es ein Abschied für immer?

Der einsame Becher nickt vor sich hin. August Förster — eine glänzende Laufbahn — ein steigender Stern. In der Blüte der Jahre von Heinrich Laube an die Burg nach Wien geholt, in voller Kraft Burgtheaterdirektor — — dann fährt die Hand durch die Luft, es sieht aus, als mache sie ein Kreuz. Er thut einen stillen Zug am Becher.

Und Otto Roquette —?

Wer kennt ihn nicht! Ein verheißender, voller Anfang. Wie er damals in Halle der Welt erschien, so wird er leben durch seinen „Waldmeister“.

Aber — ein Kreuz — auch er. Und ein Trunk.

Der Champagner hat mit Perlen aufgehört. Der Einsame starrt hinein und er gedenkt an die eigene Laufbahn, die so raschen Umschwung genommen nach jenem Abend, die ihn nach München, Leipzig, Dresden, Weimar geführt. Er denkt an die neuen Freunde, die ihm das Geschick zugeführt hat, an einen Geibel, einen Heise. Er überblickt seine Werke — einen Tiberius, die Juglinger, Fortunat — und seine Siege, seine Lorbeeren und seine Enttäuschungen.

Weg mit den letzteren heute am Jubiläumsabend! Er hebt das Glas, heute gilt's ja einem Lebenden.

Da geht die Thür. Da läßt sie die Schar der Freunde ein.

Unter ihnen ist einer mit faltenreichem Gesicht, aber hellen, sprechenden Augen. Der tritt als erster auf den Einsamen zu und drückt ihm die Hand.

„Gott grüß, Herr Kommilitone aus Halle! Fünfzig Jahre soll's her sein, sagen Sie, und die Jahreszahl 1901 sagt's auch — aber mir ist, als säh ich mich wieder wie dazumal unter der studentischen Jugend zum Theater wallen, als lauschte ich wieder als andächtiger Zuhörer Ihren und Roquettes Worten, wie August Förster sie darbietet, als grüßte mich Ihr Dichterkopf aus dem Hintergrunde der Direktorloge —“

„Lieber Freund — es sind fünfzig Jahre.“*)

*) Der I. Band der Lebenserinnerungen von Julius Groffe sind unter dem Titel: Ursachen und Wirkungen bei G. Westermann erschienen. Einen II. Band hat der Poet unter der Feder.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath,

ein Poet und „Prophet“ unserer Zeit.

(Ein Gruß zum 50. Geburtstage — 8. April 1902.)

Litterarische Skizze von Karl Ernst Anodt.

Einer der eigenartigsten und individuellsten Poeten unserer Zeit ist — wie auch immer mehr erkannt wird — der Dichter Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Er ist aber nicht mehr nur der geniale Poet, als den ihn seine früheren Dichtungen: „Sphinx“, „Angelina“ und „Don Juans Tod“ zc. kennzeichnen, sondern durch seine letzten Schöpfungen auch ein gewisser „Prophet“ an unsere Zeit und an die Menschen unserer Zeit geworden.

Ein langer, heißer Weg war's, ein Weg der Selbst- und Weltverleugnung, den dieser Mann und Dichter von seinem ersten kleinen Liederbuch an („Lieder an eine Verlorne“), vorbei an den „Tauwassern“ und „Geschichten in Moll“ bis zu den gewaltigen Werken der „Sphinx“, „Angelina“ und „Don Juans Tod“ und von da in jäher Wendung bis zu seiner, in Ton und Thema so ganz verschiedenen Novelle „Bürgerlicher Tod“ gegangen, — ein Weg, an dem zumeist der Schmerz als Meilenzeiger steht, ein Schmerz, der ihn aber nach Haus und auch das leidenschaftliche Dichterherz zu Fried und Freud einer ewigen Welt gebracht hat.

Wohin ich schaue — in seinen Gedichten und Dichtungen und Novellen — allüberall klingt ein tiefwehmütiger und noch mehr tieffehnsüchtiger Ton, ein deutscher und frommer Heimwehton . . . „Leise strebt in heil'ger Ruh — Vom Lenz, des Blüentraum zerbrach — Mein Herz der großen Heimat zu“ singt der Dichter, und nicht erst auf der letzten Liederseite, wo der Vers sich findet:

„Ich will den Kranz aus Erdentagen
In letzten Liedern heimwärts tragen
Zu Gott empor“ —

erfüllt der Sänger dieses Gelübde. Die meisten und tiefsten seiner Gesänge sind auf den Grundton gestimmt:

„Auch Du, mein Herz, ziehst Deiner Liebe
Und Deinem ew'gen Lenz nach . . .“

Unverkennbar: ein Dichter der Sehnsucht ist Prinz Emil von Schoenaich-Carolath, und zwar ein Dichter echt deutscher und tief religiöser Sehnsucht, einer Sehnsucht, die nicht in nebelhaftem Nietzsche-Ton nach blauer Unendlichkeit sich

dehnt, sondern einen Weg, und zwar den letzten Weg zu Gott, weist und geht. Deutsch und fromm — das ist also die Devise dieses Sängers und Sehers, der wirklich wieder einmal beides, und seit seiner Novelle „Bürgerlicher Tod“, geradezu ein „Prophet“ an das deutsche Volk geworden ist.

In und mit dieser bezeichneten Novelle hat nämlich Schoenaich-Carolath eine bewusste Hinwendung zu bestimmt religiöser Betrachtung der Dinge vollzogen, oder, wie Carl Busses Ausdruck sich versteigt: „eine Auslieferung an das Christentum“. Und fürwahr! wie Prophetenworte dringen uns die Mahnungen daselbst ans Herz: „O mein deutsches Volk, Du Volk der Denker und Träumer, erwache Du zu allererst. Thue Du als erstes unter den Völkern einen gewaltigen Schritt aufwärts zu Gott zurück, den gewaltigen Schritt, der aus dem Moder herausführt. Werde Du unter allen Völkern ein führendes Volk, das auf den Weg des Friedens weise. Kehre ohne Blutströme, ohne Umsturzgreuel auf den Boden des reinen Evangeliums zurück. Gieb Gott die Ehre, baue ihm in jeder Familie, in jedem Herzen einen neuen Altar. Mache eine große sittliche Anstrengung, brich mit der übertriebenen Genußsucht, kehre zurück zu einfacherem Leben, zu maßvollerem Gelderwerb, zu gesunder Thätigkeit. Hüte Dich zu einem tieferen Atemholen in der Luft der Nächstenliebe, damit in allen und jeden Verkehr mehr Herzlichkeit, mehr gegenseitiges Wohlwollen komme. Laß brennenden Rastestolz wie jede andere Art von Stolz, damit die Unterschiede an Bildung, Geburt und Reichtum vermittelter, friedlicher, weniger schroff nebeneinander bestehen mögen. In solch linderer Atmosphäre müssen Eigennuz, Genußgier, Unduldsamkeit und alle häßlichen Abarten der Selbstsucht dahinschmelzen, das große Elend der Menschheit wird seinen Nährboden verlieren. Zweifle und zage nicht: Kein Aufschwung wird umsonst gethan, keine Kraftäußerung der Menschheit, die sich nach oben richtet, ist vergeudet. Sei Du der Träger des riesengroßen Gottesgedankens, der da lautet:

„Aus Einem Blute —
in Einem Elend —
von Einer Liebe getragen —
zu Einem Ziele —“:

dann wird der Haß, welcher untereinander scheidet, in Gemeinschaft, Knechtschaft jeder Art in Freiheit verwandelt werden. . . . Mich aber laß, Alwater, bis ich Staub werde, dienen und arbeiten ohn' Ermatten. Entflamme Millionen Männer so, wie Du mich entflammt hast (der Dichter legt diese Worte einem andern in den Mund); segne unsre Kraft, unsre Mühe, — und wenn dereinst die Wiederkehr Deines Reiches tagt, so gieb, daß mein geliebtes, deutsches Vaterland starken, unvergänglichen Anteil gehabt haben möge an dessen Kommen!“

Ich konnte mir nicht versagen, diese ganze liebeglühende und geistprühende Rede zur Charakterisierung dieses Poeten und „Propheten“ echter Humanität und edler Religiosität, der seines Volkes Elend mit Augen der Liebe und seines Volkes Erlösung mit Augen siegesmutigen Glaubens anschaut, hierherzusetzen — als einen geistmächtigen Appell an den heutigen „christlichen Adel deutscher Nation“. Ja, Volk und Obrigkeit sollten Notiz nehmen von der klaren Diagnose, die, — und

dem einzig wahren sozialen Heilmittel, das dieser Seelenarzt unserer kranken Zeit giebt — in den weiteren Sätzen, die nur ein Dichter, der zugleich Seher ist, schreiben und verschreiben kann: „Wir befinden uns“, heißt es, „auf einer schiefen Ebene! Das sagt uns nicht nur unser Gewissen, das predigt nicht nur die allgemeine Unruhe und Unzufriedenheit, sondern das offenbart sich in den deutlichsten Zeichen jedem, der nicht ein wollend-Blinder ist. Wer empfindet nicht die Unsicherheit, die Unbehaglichkeit aller Verhältnisse, die Verbitterung im gegenseitigen Verkehr; das Abweichen von Grundsätzen und festen Überlieferungen; den Mangel an Rechtlichkeit und Vertrauen auf dem Gebiete von Handel und Industrie?

Dieser verhängnisvolle Zustand hat eine Jugend gezeitigt, in welcher ein böser Geist seinen Ausbruch vorzubereiten scheint. Nicht allein, daß Selbstsucht und Materialismus sie bis zum Marke durchsetzt haben, sucht sie ihre Ehre in der Verhöhnung alles dessen, was früheren Geschlechtern heilig war. Sie kennt weder Gottesfurcht noch Respekt vor dem Alter und den Frauen. Sie kennt keine Ritterlichkeit und keine Ideale. Ihre einzig treibenden Faktoren sind — Strebertum und Stellenerwerb. Das Hasten nach mühelosem, großem Gewinn hat die bürgerliche Ehre weitester Kreise rissig gemacht; im Beamtentum, im Offizierstande sogar beginnen die alten Traditionen von Pflichterfüllung und Ehrenhaftigkeit brüchig zu werden. Wir leben inmitten eines abwärtsgehenden Geschlechtes, das Sünde für Scherz hält und Vergeltung für eine Fabel Als der große Traum der Wiedergeburt und Einigung Erfüllung geworden, als der große heißersehnte Bund aller deutschen Staaten zur Vollendung gebracht war, da ist unser Volk fortgestürzt im Siegesjubel, im Vollbewußtsein seiner Kraft und seiner Errungenschaften — ohne Einkehr zu halten, ohne den innersten Bund mit Gott zu erneuern. Wir haben geglaubt, daß nach den glänzenden äußeren Siegen jedweder Kampf, jedwede innere Anstrengung zu Ende sei. Wir haben keinen ver sacrum gefeiert, wir unterließen es, ein großes, stilles Dankopfer zu bringen. Wir arbeiteten rastlos weiter; allmählich jedoch wich das Gefühl eines glücklichen, befriedigten Daseins von unserm Herde. Dem deutschen Volke beginnt der Segen Gottes zu fehlen“

Eine höchste Harmonie aber von Sänger und Seher bedeutet das Wort, das hoffentlich ein wahrhaftiges wird: „Es müßte ein tiefres Atemholen in Ewigkeitsluft über unser Volk kommen, eine starke Rückkehr zu Gott“ „Zur Zeit der Freiheitskriege“, beweist der Kenner der Geschichte seines Volkes, „flammte eine ähnliche Bewegung durch alle Herzen. Sie äußerte sich im Opferdrange. Tausende brachten ihr Leben dar. Abermals Tausende ihr Gut. Die Reichen gaben ihren Schmuck hin, ihr Tafelgeschirr. Das alte Bauernweiblein streifte den dünnen Trauring von ihrer Zitterhand. Andre, die nichts besaßen, boten den Behörden ihre Arme zu entgeltlosem Frohdienste. Alle aber lernten beten, alle suchten die Wiedervereinigung mit Gott . . . Heute stehen nicht nur an unseren Grenzen wachsame Feinde Gewehr bei Fuß, sondern innerlich drohen uns die schlimmsten Gefahren; innerlich sind wir nicht mehr vollwertige Freiheitsmenschen. Im eigenen Hause sind wir auf schlüpfriger Bahn ein gut Stück hinuntergeglitten. Und sittlicher Verfall innerhalb der Familie schädigt unter allen Umständen die gesamte nationale Widerstandsfähigkeit. —

Von der schiefen Ebene vermögen wir uns nur durch Selbsterkenntnis zurückzuarbeiten: Das deutsche Volk muß sich einigen in einer gewaltigen, anhaltenden Aufwärtsbewegung zu Gott auf allen Gebieten und in allen Schichten!“ —

Ich frage: sind das nicht beherzigenswerte Worte und unwidersprechliche Wahrheiten eines echt zeitgemäßen „Propheten“, den seines Volkes wahrhaft jammert?

Wirklich hier ist der Poet wieder einmal Prophet, — und von unsrem Schoenaich-Carolath gilt sein eigenstes Wort:

So sendet weltfern der Poet
Zum Volke, das in heißem Streit
Arm und gebückt am Pfluge geht,
Die Botschaft — großer Feierzeit.

So gewaltig auch formell der Unterschied zwischen dem Dichter der „Sphinx“ und dem Verfasser obiger Reden an sein Volk erscheinen mag, — ich finde dennoch zwischen dem ersten und letzten Dichter einen inneren Einklang und tiefen Zusammenhang und kann sowohl den Schöpfer der „Sphinx“ und von „Don Juans Tod“ als den Verfasser der Novelle „Bürgerlicher Tod“ liebend verstehen und verstehend lieben. Mit einem Paulus sagt er, ohne es direkt zu sagen: „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi!“

Allerdings, der einseitig ästhetisch gerichteten und richtenden litterarischen Welt mußte es wie ein unfaßbares Wunder erscheinen, als Prinz Emil von Schoenaich-Carolath aus all dem Glanz seiner Bilder und Geistreichtum seiner Ideen wie ein moderner Gralsritter herniederstieg auf den harten Boden der wirklichen Welt, ihr die Botschaft des einfachen Evangeliums verkündend. So etwas ist auch dem modernen Juden ein Ärgernis und dem Heiden von heute eine Thorheit.

Aber hat nicht selbst der Dichter der „Sphinx“, eine höhere Mission als die des reinen Litteraten und Lyrikers vorausführend, das große Wort gesagt:

„Wer also groß, daß ohne Groll und Spott
Er schweigend sich von Erdenjungen wende,
Steht freilich einsam da, doch eins mit Gott!“

Und eine ewige Stelle in dem Gedicht „Eterna doglia“ bleibt:

„Keine Liebe sättigt bis zum Grunde
Ein Herz, das Gott mit ew'ger Sehnsucht schlug!“

Ja, die tiefste Idee der Sphinx ist die:

„Wohl dem, der Schmerz im Schönheitskusse leidet!
Dies ew'ge Weh, mit dem durchs Leben geht
Einsam und unverstanden der Poet
— Es führt zu Gott!“

Der Schluß aber von Don Juans Tod ruft uns zu:

„Wer Liebesmacht in feurigem Gefährt
Auf Flammenspeichen rettet vom Gemeinen,
Dem werden Sonnen der Vergebung scheinen
Im Heimatland, des Frühling ewig währt.“

Allerdings, das Ausgangsproblem des reinen Dichters Schoenaich-Carolath war ein anderes als das des reifen Dichterssehers. Es war ein zunächst ihm persönlich gewordenes, das Problem Weib, das aber dem tiefen Dichter sich gleich zu einem gewissen Weltproblem erweiterte. Wohl bekennt er aus schmerzlichster Erfahrung: „Das Ewig-Weibliche ist Schmerz ohn' Ende,“ aber der Dichtersfürst findet sich doch wieder mit dem Fürsten der Dichter zusammen, der da rühmt, daß es zugleich „hinan zieht“, wenn er weiter philosophiert:

„In jeder Frau liegt der tiefsüße Zug,
Der unbeschreibliche: ein ew'ges Sehnen
In uns zu wecken, daß wir aufwärts dehnen
Zu Gott empor des Lebens Probeflug“. . . .

Lehrt uns auch seine erste größere Dichtung „Angelina“ den Fluch jeder Erden Schönheit, so künden doch ihre tiefsten Gesänge:

„Ueber der Schönheit, die lodernnd lebt
Zu Dir, gleich einem vernichtenden Sterne,
Ein dunkler, verhaltener Hornruf schwebt,
Er ruft an Dir vorbei zur Ferne!
Er ruft von Schönheit und Glück abseit,
Von kurzen, schmerzenden Erdenwegen
Hinauf in die Hochluft der Ewigkeit,
Dem brausenden, sieghaften Venz entgegen“ . . .

Dem Dichter Schoenaich-Carolath war nämlich das Problem Weib dadurch zur „Lebenssonnenwende“ geworden, daß ihm die Untreue eines erstgeliebten Weibes den Glauben an reines, unbeflecktes Glück dieser Erde zerbrach:

„Verfehlte Liebe, verlornes Glück!
Nun auf durch Erdenchauer,
Unsterblich Herz, zu Gott zurück,
Zum Frühling ew'ger Dauer“ —

singt und sagt er sich.

Aber gerade dieser „Blick“, der sein „irdisch Glück zerstört“, schlug ihn auch zum Streiter und Mann und ward ihm allmählich ein leuchtendes Licht auf dem dunkeln Wege seines wildesten Weh's — bis er zuletzt sagen konnte:

„Was der (nl. d. Dichter) an Ewigem hat, gehört
Der weiten Welt, der Menschheit an.“

Nicht ist Schoenaich-Carolath, wie so viele Dichter der „Moderne“ durch das „Problem Weib“ an Weib und Welt und Gott gestrandet, sondern es ward ihm vielmehr der Weg zur Gewinnung des Ewigen. Für seine verlorene irdische Liebe ward ihm der Preis der ewigen Liebe. Ja, es führte ihn sein Weg zurück zum liebenden Umfassen der ganzen Menschheit — und wie einst Kienzi sein Rom, so ward ihm sein besonderes deutsches Volk zur Braut. —

In diesem Sinn deute und verstehe ich die Entwicklung des Dichters der „Sphinx“, der „Angelina“, des „Tauwasser“, der „Geschichten in Moll“ und von „Don Juans Tod“ bis zum Schriftsteller der Novelle „Bürgerlicher Tod“, in

welcher, wie wir hörten, der Poet zugleich als „Prophet“ zu seinem Volke spricht. Er selbst ist darin ganz der stille Mann, den mitten im Leben (er ist jetzt noch ein Vierziger) des Abschieds großer Zug ergriffen — wie ihn bereits eine Stelle seiner „Angelina“ zeichnet:

„Ein Auge, das im Leben
Blendende Höhen, große Tiefen maß,
Virgt stillen Blick. Es richtet unverwandt
Sich nach des Glückes sinkenden Gestaden
Voll tiefer Wehmut. Jahre kommen, gehn,
Die Jugend schwindet. Ueber Binini,
Dem blauen Land, geht rot die Sonne unter,
Auf ewig unter. Auch das Auge
Wird dann still auf ewig“

Aber auch das weitere Wort dajelbst hat sich an ihm bewahrheitet:

„Drum suchet es auch
Fortab der Dinge tiefgeheimsten Kern
Und will Erkenntnis — dieser Welt zum Heil!“

Ein wie besondrer deutscher Dichter unser Schoenaich-Carolath ist, bezeugt eine ganze Reihe seiner Einzelgedichte. Wie kaum ein zweiter, kennt er die deutsche Volksseele. Denn aus ihr gesungen sind doch Lieder wie die folgenden:

„Mein Deutschland, Du bist stark und groß,
Und doch ist eigen Deinen Söhnen
Ein weicher Kern, ein Sehnsuchtslos
Nach allem Fernen, allem Schönen“. . . .

Schoenaich-Carolath erschaut mit klarem Auge die starken Wurzeln der Kraft unseres Volkes:

„O Deutschland, was Dich herrlich macht,
Sind Deines Herzens starke Triebe
Zu Dichtung, Frauen, Liederpracht —
Dein bestes Teil ist Deine Liebe,
Und wie um trotger Eichen Schaft
Sich wilde Rosen blühend ranken,
So schlägt um deutsche Reckenkraft
Die Schönheit ihre Venzgedanken.“

Er glaubt an die Zukunft unseres Volkes:

„Solang noch unsre Wange brennt
Beim holden Gruße schöner Frauen,
Solang man Arbeit heilig nennt
Und Treue gilt in deutschen Gauen,
Solang vom Wasgau bis zum Belt
Wir treu zu Gott und Kaiser halten,
Solang wird keine Macht der Welt
Der deutschen Marken Grundwerk spalten.“

Und als ein ewiges Prophetenwort möge uns das Liedwort gelten:

„Ein tiefes Lied, ein heller Schlag,
Und ein Gebet voran den Beiden, —
So darfst Du, grüßend neuen Tag,
Vom stürzenden Jahrhundert scheiden.“

Das sind einige der Stimmen dieses deutschen Poeten an sein vielfach taubgewordenes Volk. Des späteren Poeten Stimme hat sich dann ganz vereinfacht zu dem klaren Posaunenruf des Predigers an sein Volk, wie wir sie zu Eingang gehört haben. Möge sie nicht als die Stimme eines neuen Predigers in der Wüste verklingen!

In der Zeit, welche zwischen dem Dichter der „Angelina“ und der Novelle „Bürgerlicher Tod“ liegt, hat wohl der Dichterseher alles das zur Genüge bestätigt gefunden, was er schon dort erschaut:

„Seht, Freund, wir sind die Kinder einer Zeit,
Die welkt im Kern. Da gährt das tiefe Leid.
Es giebt Ölbäume noch und weiße Tauben,
Noch ruft der Menschheit flammender Trabant,
Der heilige Geist . . . Doch wir stehn leergebraunt
Und hoffnungsarm, wir können nicht mehr glauben!“

Aber ebenso siegesmutig ruft er auch:

„Auf! starke Menschheit, reck Dich auf vom Schlaf!
Laß ab von Träumen! Was Dein Herz auch traf
An Gram und Weh, wirfs zu den Nachtgestalten!
Den Pflug zur Hand und zieh im Morgenlicht
Mit festem Sinn die große Schrift der Pflicht,
Dann wird der Friede sein bei deinem Walten.
Glaubt! Liebt! Seid glücklich! Folgt dem großen Zug
Lastlosen Strebens! Euren Erdenflug
Soll Gottes Hauch, soll Thatensturm nur treiben.
Seid fest! Seid wahr! Seid frei und frohgesinnt —
Dann wird das Leben rauschen in den Wind:
Ihr aber werdet ewig bleiben!“

Und also ist mir der erste und der letzte Schoenaich-Carolath nur Einer, und zwar einer, der's versteht, sowohl mit den stärksten und weichsten Heimatlauten des echten Poeten, als auch durch den herzbeweglichen Erzählerton des Novellisten, und letztlich, aber nicht zum letzten, durch die geistmächtige Predigt des „Propheten“ — allen denen, die Führer und Erzieher des deutschen Volkes sein sollen, das Herz zu packen. Als ein neu erstandener Romantiker, gereift an dem Realismus der Periode, die zwischen der alten und der neuesten Romantik liegt — sucht dieser Dichter einen neuen Weg zum Herzen seines Volkes, d. h. derjenigen, die noch den Namen Volk verdienen. Und nicht nur ästhetisch, sondern auch ethisch will er wirken — ein Priester, ja Hohepriester der Kunst, ein „Erzieher des Menschengeschlechts“ ganz eigener Art.

Wir hörten — eine „Botschaft großer Feierzeit“ möchte sein Wort und Werk dem deutschen Volke werden! Aber diese Botschaft wird nur dann an und in unserm Volke wirksam werden, wenn es sich wieder mehr auf sich selbst besinnt, wenn es „innerlich Feierkleider anlegt“ und (wie die Losung lautet) „sich einigt in einer gewaltigen, anhaltenden Aufwärtsbewegung zu Gott auf allen Gebieten und in allen Schichten“ . . . Und habe ich Schoenaich-Carolath recht verstanden, so muß der Zug der Erneuerung von oben nach unten gehen — um dann von oben und unten nach dem wahren Oben weiterzugehen! Ich bin verlangend, sehr verlangend, was der Dichterseher noch weiteres unserer Zeit und unserm Geschlecht zu sagen haben wird, und wie er's sagen wird. Denn in dem „Wie“ liegt eben seine Kunst. Aber ebenso herzlich verlangt es mich, zu erfahren, ob Volk und Adel ihn auch hören und — aufmerken wird, immer mehr, auf die Stimme dieses seines Poeten und „Propheten“.

Die Poesie des Todes im deutschen Soldatenliede.

Von Aug. Wünsche.

Deutsche Soldatenlieder besitzen wir aus den verschiedensten Zeiten. Manche gehen bis auf den dreißigjährigen Krieg zurück, manche stammen aus dem siebenjährigen Kriege, wo in Deutschland zum ersten Male wahre patriotische Begeisterung im preußischen Volke sich regte. Groß ist die Zahl aus dem Freiheitskriege, wie nicht minder die aus dem Siebziger Kriege. Einzelne sind ganz jungen Datums.

Hinsichtlich des Ursprungs gehen einzelne auf berühmte Namen zurück, vor allem die aus dem Freiheits- und aus dem deutsch-französischen Kriege; bei andern läßt sich die Autorschaft schwer ermitteln, zumal da die Regimentsliederbücher die Lieder meist ohne Namen anführen. Die meisten Soldatenlieder sind frische poetische Gebilde, durchweht von glühender Vaterlandsliebe und hoher, kräftiger Begeisterung. Ein heiterer und lebensfroher Zug geht durch sie; selbst auf den tief ernstesten Situationen ruht ein milder Sonnenglanz, der Herz und Gemüt erhebt und belebt.

Zur Frische und Lebendigkeit der Lieder trägt vor allem die Kürze bei. Kein Gedanke wird weit ausgesponnen, sondern einer löst rasch den andern ab. Ebenso wenig macht sich reflektierende Betrachtung breit. Jede Strophe bringt ein neues Stimmungsmoment zum Ausdruck.

In formeller Beziehung zeichnen sich die meisten Soldatenlieder durch Volkstümlichkeit der Sprache aus. Der Ausdruck hat etwas Markiges und Kerniges, etwas Wuchtiges und Kraftvolles. Es ist nicht die Sprache des hohen Rothurns, der glühenden Phantasie, die den Geist dem Diesseits entrückt und ihn in die Regionen des Aethers trägt, sondern die eines gesunden Realismus, der die Dinge in ihrer vollen Wirklichkeit erfaßt. Die Bilder und Vergleiche verleihen den Liedern Anschaulichkeit und Lebendigkeit. Wirkungsvoll sind die Refapitulationen (Refrains), welche dem Gedanken Nachdruck geben. Wie die Sprache, ist auch der Rhythmus und Versbau. Leicht und ungekünstelt fließen die Verse dahin, immer den verschiedenen Seelenstimmungen entsprechend.

So bilden die Soldatenlieder ein schönes Stück echter, temperamentvoller Volkspoesie, die unmittelbar aus dem Herzen gequollen ist und beredtes Zeugnis von der im deutschen Soldaten lebenden vaterländischen Begeisterung, von dem kühnen Mute und der Unererschrockenheit, von der Biederkeit und Treue ablegt. Sie ist ein treuer Spiegel des dem deutschen Volke ureigenen Gemütslebens in seiner Kraft und Originalität, in seinem ernstesten und fröhlichen Empfindungs- und Stimmungsreichtum. Obgleich das Soldatenlied alle Verhältnisse und Lebenslagen des Soldaten poetisch

beleuchtet, so tritt doch kein Moment so scharf in den Vordergrund, wie der Tod in heißer Feldschlacht. Um ihn sind die allerduftigsten Kränze gewunden. Er ist sozusagen vom Morgenglanze der Ewigkeit umstrahlt. Unter den verschiedensten Gesichtspunkten tritt er uns entgegen. Zuhöchst ist er ein Tod für König und Vaterland. Das Schillersche Wort im Tell (II. Akt, 1. Scene):

An's Vaterland, an's teure, schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft,

ist die Parole des deutschen Soldaten.

Mit allen Fasern seines Seins und Wesens ist er an dasselbe gefettet. Hier stand seine Wiege, hier wurde er von liebenden Händen erzogen, hier hat er seine schönsten und angenehmsten Stunden verlebt. Wenn der König als der oberste Schirm- und Schutzherr des Vaterlandes sieht, daß dessen heiligste Güter auf dem Spiele stehen, so folgen alle Truppengattungen seinem Rufe. In heiliger Begeisterung rücken sie todesmutig in den Kampf und erbeben nicht vor dem Donner der Kanonen und vor dem Pfeifen und Zischen der Kugeln. Es ist süß, ehrenvoll und ruhmreich, für das Vaterland zu sterben, wie schon der alte Horaz gesagt hat (*dulce et decorum est pro patria mori*). Die heilige Begeisterung, für König und Vaterland in den Tod zu gehen, findet im deutschen Soldatenliede tausendstimmigen Widerhall. Majestätisch tönt sie uns in der bekannten Kaiserhymne von H. Harries entgegen:

Heilige Flamme, glüh',
Glüh' und erlöse nie
Fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann,
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich.

Ebenso mächtig verspüren wir ihre Wirkung in dem Landwehrliede:

Mit Gott für König und Vaterland!
Manch tapftrer Held seinen Tod schon fand.
Nie werde die Heimat der Feinde Spott;
Im Leben, im Sterben, Dein sind wir, Gott!
Mit Gott für König und Vaterland!
Im Pulverdampf die Sonne schwand.
Kanonen, sie speien die Kugelsaat,
Es sperret der Feind den blutigen Pfad.

Manche Vaterlandslieder wirken wie Sturmglocken, sie treiben die Soldaten an, sodaß sie wie eine eiserne Mauer gegen den Feind rücken und in kühner Entschlossenheit alle Kraft aufbieten.

Frisch auf, Soldatenblut!
Faßt einen guten Mut
Und laßt euch nicht erschüttern,
Wenn die Kanonen wittern;
Schlaget nur tapfer drein:
Ich will der vordere sein!

Die Kürassiere singen:

Und rücken wir mit ernstem Schritt
Dem trotz'gen Feind entgegen,
Dann bebt vor unsrer Roffe Tritt
Der Boden selbst vor Schrecken mit;
Wir führen kühn den Degen.

Kühner Mut und funkensprühende Lust zum Kampfe spricht aus den Worten:

Mag Fels und Eiche splintern,
Ich werde nicht erzittern;
Es stürm' und trach', es blitze wild darein.

Oder:

Wir deutschen Soldaten fechten
Für das deutsche Vaterland.
Wir sind mit Leib und Leben
Ihm bis zum Tod ergeben.

Morig Arndt antwortet in dem Liede auf die Frage:

Wer ist ein Mann?
Der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
Er läßt nicht ab bis an das Grab
Mit Herz und Mund und Hand.

Die Soldaten fühlen sich alle einmütig als Söhne des deutschen Volkes, als Brüder, „die ein Sinn erregt“ und „ein Herz bewegt“. „Ein Geist ist's“, der alle befeelt und sie zu kühnen Thaten anspornt. Ja, glühende Begeisterung und feuriger Mut sind die Triebfedern, welche die Soldaten die schwierigsten strategischen Aufgaben überwinden lassen. Sümpfe und Moore werden durchwatet, Mauern, Berge und Felsen erklommen. Wie Terrainschwierigkeiten sie nicht hindern am Vorwärtsmarschieren, ebenso nicht Frost und Hitze, Reif und Schnee, Regen und Sturm.

Ein munterer, tapferer Schütze
Verachtet Beschwerden wie billig ein Held,
Er achtet nicht Frost, noch Hitze,
Der Himmel ist sein Zelt,
Der Rasen seine Lagerstatt,
Dort speist er im Schatten sein Brot,
Trinkt fröhlich aus rieselndem Bache,
Er achtet nicht Wunden noch Tod.

Und wenn der Tod die Kameraden vor ihnen und zu ihrer Rechten und Linken niedermächt, wenn die dichten Reihen sich lichten, so schreckt sie das nicht, das Vaterland muß gerettet werden. Bis auf den letzten Mann gehen sie gerne in den Tod, weil in ihnen die Überzeugung lebt, daß er der Nachwelt zum Ruhme gereicht. In einem wahrscheinlich schon aus dem siebenjährigen Kriege stammenden, aber neuzeitlich umgebildeten Liede singen die Husaren:

Wenn gleich manch treuer Kamerad
Muß bleiben in dem Feld,
Husaren fragen nichts darnach,
Sind all' dazu bereit.

Den Leib begräbt man in der Gruft,
Der Ruhm bleibt auf der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt.

Der brave Soldat kennt keine Furcht, wenn es gleich mächtig um ihn stürmt und Ströme des Blutes fließen.

Und färbet gleich unser Blut das Feld des Krieges rot,
So wandelt Furcht uns doch nicht an,
Denn nimmer scheut ein braver Mann
Fürs Vaterland den Tod.

Ein verwandter Klang ist:

Es rasselt die Trommel, es reitet der Tod
Wohl über das Schlachtfeld dahin;
Es färbt mancher Brave die Erde so rot,
Das Herz bricht, doch nimmer der Sinn.

Desgleichen:

Und geht es zur Schlacht fürs Vaterland
In den Regen hinein der Granaten,
Wir opfern uns selber mit Herz und mit Hand,
Des Königs getreue Soldaten.
Und geht es zum Siege und geht es zum Tod,
Wir beben nicht, wenn auch das Äußerste droht.

In einem Liede Th. Körners stürzt sich der Kämpfer
in des Kampfes Blut.

Und Tausend fallen unter seinen Streichen,
Den Sieg verdankt man seinem Heldenmut,
Doch auch den Sieger zählt man zu den Leichen.

Trefflich wird der Todesmut der deutschen Krieger in einem Liede aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges verherrlicht.

Redlich ist's, das deutsche Leben
Für's Vaterland dahinzugeben,
Unsern letzten Tropfen Blut,
Ja, wir Deutschen haben Mut.

Wenn Granaten und Haubizen
Und Kanonen um uns blißen,
Mutig geht es ins Gefecht:
Ja, wir Deutschen haben recht!

Ja, wir Deutschen sind stets mutig,
Ist der Kampf auch noch so blutig;
Wer sein Weib und Kind verläßt,
Steht gewiß im Kampfe fest.

Wenn auch fremde Mächte kämen,
Unfre Freiheit uns zu nehmen,
Ei, so soll das Pulver auf der Pfann'
Zeigen, was der Deutsche kann.

Der Tod des Soldaten auf dem Schlachtfelde ist der schönste Tod; es schmückt ihn der Eichenkranz des Ruhms.

Wir fürchten nicht den Donner der Kanonen,
Ob er uns gleich den Untergang androht,
Drum laffet uns nur immer wiederholen:
Der Tod im Kriege ist der schönste Tod!

Der entscheidende Augenblick ist den Todesmutigen willkommen, sie können den lustigen Schwertertanz kaum erwarten. So in einem Pionierliede:

Nun bald voran, es glüht der Mut,
Dem König gilt es mit Gut und Blut.

Oder:

Heut gilt es, Blut und Leben
Für's Heiligste zu geben!
Für unsrer Mutter Ehre
Ins Feld mit blanker Wehre!
Kein Zaudern, kein Erwägen!
Ins Feld mit wucht'gen Schlägen.

Anspornend und ermutigend wirken auf die Kämpfer besonders das voranzfliegende Heeresbanner, der deutsche Adler,

Flieg', Adler, flieg'! Wir stürmen nach,
Ein einig Volk in Waffen,
Wir stürmen nach, ob tausendfach
Des Todes Pforten kaffen.
Und fallen wir: flieg', Adler, flieg'!
Aus unserm Blute wächst der Sieg.

Nicht minder die kühnen und todesmutigen Führer.

Wir wollen mit dir geh'n,
Wir wollen bei dir steh'n
Zum letzten Mann!

Zieh' uns voran!

(Bedtke.)

Mit einem: Hoch lebe er! folgen sie dem Hauptmann mitten hinein in des Todes Grauen.

Der Hauptmann, er lebe! er geht uns kühn voran;
Wir folgen ihm mutig auf blut'ger Siegesbahn.
Er führt uns jetzt zu Kampf und Sieg hinaus,
Er führt uns einst, ihr Brüder, ins Vaterhaus.

Der Führer Vorbild treibt sie an, daß sie furchtlos dem Tode ins Angesicht schauen.

Wer wollte wohl zittern vor Tod und vor Gefahr?
Vor Feigheit und Schande erblicket unsre Schar.
Und wer den Tod im heil'gen Kampfe fand,
Ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

(H. Methfessel.)

Nur bisweilen dringen wehmütvolle und düster-ernste Klänge in den Soldatenliedern an unser Ohr.

So sieht der am Morgen von seinem Lager sich erhebende Reiter an dem im Osten sich rötenden Himmel einen Mahnruf an seinen bevorstehenden blutigen Tod in der Schlacht. Aber die bange Sorge macht ihn nicht zaghaft, im Gegenteil, mit mutigem

Herzen und mit dem festen Vorsatz, seine Pflicht als Soldat zu thun, geht er in die Schlacht, um für sein teures Vaterland zu sterben.

Morgenrot,
Leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
Dann muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!
Kaum gedacht!
Wird der Lust ein End gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

In den meisten Liedern sucht sich der Soldat mit einer gewissen Leichtigkeit über den Tod hinwegzusetzen.

Und sterbe ich noch heute, so bin ich morgen tot:
Dann begraben mich die Leute uns Morgenrot.

Hierher gehört auch die Strophe aus dem bekannten Körnerliede: Kuzow's wilde, verwegene Jagd, wo die schwarzen Gefellen in kühnem Freiheitsdrange an dem unter Feinden röchelnden Kameraden in raschem Fluge vorbeireiten:

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht,
Das Vaterland ist ja gerettet.
Und wenn ihr die schwarzen Gefellen fragt:
Das ist Kuzow's wilde, verwegene Jagd!

Ergreifend wirkt in dem Arndtschen Liede: „Die Trommel“ der heldenmütige Entschluß des Jünglings. Sein Vater und seine beiden Brüder sind schon im Kampfe für das Vaterland gefallen. Er versteht den Trommelschlag der Werber, voll Begeisterung ruft er der besorgten Mutter zu:

Die Reih' ist an mir, das Gewehr in die Hand,
Zu fechten für Freiheit und Vaterland!
Hinaus denn, hinaus in des Kampfes Blut,
Leb, Mutter, wohl! bleib in Gottes Hut!

In einem Liede Ferdinand Maßmanns wendet sich der Soldat an Gott mit der Bitte um Kraft, sich sterbend dem Vaterlande zu weihen.

Laß Kraft mich erwerben in Herz und in Hand,
Zu leben und zu sterben für's heil'ge Vaterland!

Das Vaterland verdient es aber auch, daß der Soldat ihm seinen Dank durch mutige Thaten erweise.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit.
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Not, in Kampf und Streit.
(Goffmann von Fallersleben.)

Wie König und Vaterland, so umgeben nicht minder Freiheit und Recht den Tod des Soldaten auf dem Schlachtfelde mit dem Glorienschein der Poesie. In

zahlreichen Soldatenliedern erscheinen Freiheit und Recht als die idealen Güter, für die der Soldat kämpft und sein Leben einsetzt. Als die Franzosen Deutschland niedergeworfen und seine Freiheit in den Staub getreten hatten, sang Moritz Arndt:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Speiß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den freien Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Und in dem Liede: Wer ist der Mann? sagt derselbe Dichter:

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht.

Es ist etwas Gewaltiges und Großes um die Freiheit! Sie ist kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern etwas durch und durch Gesundes, Natürliches und Würdiges. Sie besteht in dem Rechte, sich unbeschränkt im Rahmen von Gesetz und Sitte zu bewegen. Wo sie waltet, kann der Mensch seine Gaben und Kräfte entfalten und sich nach seiner Eigenart entwickeln.

Wer dem Zwange anderer folgen und ihrer Willkür sich fügen muß, der ist unfrei, der ist ein Knecht, ein Sklave. Oft freilich weiß der Mensch die Freiheit, diese Tochter des Himmels, erst dann zu schätzen, wenn er sie verloren hat. Im deutschen Soldatenliede giebt das Gefühl der Freiheit den Soldaten Mut und Kraft. Wenn fremde Tyrannen die unwürdigsten Zumutungen an König und Vaterland stellen, so schließen sich die Streiter einmütig zum Kampfe zusammen. Ein heiliger Zorn erfüllt sie, wuchtig und schnell fahren sie wie der Blitz darein, und freudig opfern sie ihr Blut für die heilige Sache.

Wo's gilt fürs Recht zu kämpfen,
Da sind wir bald und gern.
Wo die Kanonen donnern
Und säen Tod um Tod,
Da sind wir treu und schauen
Des Sieges Morgenrot.

Der Tod für die Freiheit verkört die Helden mit unvergänglichem Ruhme.

Wer da fällt im Kampfe als Held
Für unsre heil'ge Sache,
An dessen Wahlplatz steht und hält
Die deutsche Ehre Wache.
O Vaterland, nimm unser Blut,
Wir kämpfen für das höchste Gut.
Du Gott, hoch überm Sternenzelt,
Schirm' Deutschlands heil'ge Sache!

Wer für Freiheit und Recht auf dem Kampfplatze bleibt, dessen Name wird von Klio mit ehernem Griffel auf ihre Tafeln verzeichnet. Sind Freiheit und Vaterland in der Schlacht gerettet, so wird das den braven Soldaten noch in der Todesstunde ein beglückender Trost. Der Abschied von der Welt wird ihnen leicht. Die sterbenden Krieger rufen:

Leb' wohl, du schöne Welt!
Nacht decke unser Angesicht,
Doch ringsum wird von freud'gem Licht
Das deutsche Land erhellt.

(Rub. Gottschall.)

In markigen Worten kommt der Gedanke in einem Liede H. Neumanns zur Geltung.

Und wenn einst der Tod in das Herz mir dringt
Und das Blut mir rot aus dem Busen springt,
Lebe wohl, o Welt! und ich schaue dann
Ruhig wie ein Held meinen Himmel an.

Einen hochpoetischen Charakter erhält der Soldatentod in der Feldschlacht ferner durch das feierliche Gelöbniß und den heiligen Eidschwur der Kämpfer, unter denen sie mit Gott für König und Vaterland, für Freiheit und Recht gegen den Feind rücken. Sturm wird ihr Arm, und ihre Degen werden Wetterflammen.

So steh'n wir, ein gewalt'ger Bann,
An Mut und Treue gleich.
Wir alle stehen wie ein Mann
Für Kaiser und für Reich.

Und naht der Feind von Ost und West,
Von Süden und von Nord,
Dann packen wir die Waffen fest,
Zur Grenze stürmt es fort.

Hurra! hurra! der Feind rückt an,
Er fällt vor unserm Streich!
Wir stehen alle wie ein Mann
Für Kaiser und für Reich.

In seiner ganzen Wucht empfinden wir den Eidschwur in den Worten:

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! Du schönes Land!
Dir schwören wir auf's neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Der fitt're Krä'h'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannschlacht
Und wollen Rache haben.

Von mächtiger Wirkung ist die Strophe:

Wir halten zusammen, wie treue Brüder thun,
Wenn Tod uns ungrauet, und wenn die Waffen ruhn;
Uns alle treibt ein freier, froher Sinn,
Nach einem Ziele streben wir alle hin.

Als eine heilige Flamme, die Liebe und Treue entzündet, erscheint der Eidschwur in der Schlußstrophe des Bundesliedes vor der Schlacht.

Vaterland, dir woll'n wir sterben,
Wie dein großes Wort gebet!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unsre Leichen.

Ebenso ruft in dem Arndtschen Freiheitsliede das Gelübde durch die Kraft der Sprache einen tiefen Eindruck hervor.

O du Deutschland, ich muß marschieren,
O du Deutschland, du machst mir Mut!
Meinen Säbel will ich schwingen,
Meine Kugel, die soll klingen,
Gelten soll's Franzosenblut.

Schwungvoll und in begeisterter Sprache tönt uns das Gelübde in dem Liede entgegen:

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eisen röten.
Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten weh'n und Fahnen!
Wir wollen heut uns, Mann für Mann,
Zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Siegespanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien.

Immer wieder vernehmen wir das Gelübde:

Drum laßt uns danach streben,
Zu sein in Wort und That
Ein Schutz dem Vaterlande,
Wenn ihm Gefahren drohn,
Bis an des Grabes Rande
Ein Hort für Land und Thron.

Oder:

Drum, Brüder, reichet euch die Hand
Und laßt's uns laut bezeugen:
Es führt der Weg zum Vaterland
Nur über unsre Leichen.

In manchen Liedern erscheint das Vaterland als ein von den Vätern erworbenes Vermächtnis, und die Soldaten geloben sich, es mit ihrem Heldennute zu schirmen und zu schützen.

Ja, deutsche Sitte, deutsche Art
Soll niemals untergeh'n!
Wo ihre Macht sich offenbart,
Kann niemand widersteh'n.
Was unsre Väter aufgebaut
Durch ihren Heldennut,
Das bleibt uns ewig anvertraut
Als unser höchstes Gut,
Es soll Begeisterung uns entflammen:
Wir halten fest und treu zusammen!

So steht der deutsche Soldat fest und treu auf dem Plage, welchen Pflicht, Ehre und Recht ihm angewiesen haben. Er hält seinen Eidschwur treu bis in den Tod. Herrlich sind Körners Worte:

Ström' hin, mein Blut, so purpurrot,
Dich rächen meines Schwertes Hiebe,
Ich hielt den Schwur, treu bis zum Tod
Dem Vaterland und meiner Liebe.

Eine ebenso schöne Weihe wie durch König und Vaterland und Freiheit und Recht erhält der Tod auf dem Schlachtfelde durch den lebendigen Gottesglauben. Die Soldaten rücken mit der Überzeugung ins Feld, daß Gott der oberste Kriegsherr, der große Schlachtenlenker ist, und daß trotz aller Kriegskunst und aller Kriegsmittel und trotz allen Scharfsinns der Führer der Erfolg doch in einer höheren Gewalt ruht. In der unmittelbaren Empfindung, in der Schlacht unter Gottes Schirm und Schutz zu stehen, ergeben sie sich vertrauensvoll in das ihnen bevorstehende Geschick. Wie das religiöse Element alles Künstlerische emporhebt, so auch die Poesie im Soldatenliede. Mächtig zum Herzen spricht der lebendige Gottesglaube in Körners „Gebet während der Schlacht“. Ehrfurcht vor Gott, Liebe zu Gott, unerschütterliches Vertrauen auf Gott und völlige Ergebung in Gottes heiligen Willen, das alles dringt mächtig zum Herzen.

Vater, Du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne Deine Gebote;
Herr, wie Du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne Dich!
Vater, Du segne mich!
In Deine Hand befehl' ich mein Leben!
Du kannst es nehmen, Du hast es gegeben!
Zum Leben, Sterben segne mich!
Vater, ich preise Dich!
Vater, ich preise Dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte.
Drum, fallend und stiegend preiß' ich Dich.
Gott, Dir ergeb' ich mich!
Gott, Dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen;
Dir, mein Gott, Dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe Dich!

Mit uns ist Gott! zogen die Kämpfer im Freiheitskriege 1815 gegen die Franzosen nach dem Rheine:

Auf denn zum heil'gen Krieg!
Frisch auf zum Kampf und Sieg,
Mit uns ist Gott.
Von heil'ger Glut entbrannt
Hin zu dem Rheinschen Strand!
Auf für das Vaterland!
Sieg oder Tod!
Geht es zum Sieg voran,
Wir folgen Mann für Mann
Selbst in den Tod.

Wer fest auf Gott vertraut,
Hochherzig um sich schaut,
Männlich vor nichts ergraut:
Was hat's für Not!

Doch nicht Gott allein schaut auf die kühnen Kämpfer vom Himmel hernieder, sondern mit ihm die Schar der früheren Schlachthelden, die für das Vaterland gekämpft und ihr Blut vergossen haben. Sie sind Zeugen des kühnen Mutes und empfinden herzliche Freude über das Kriegsglück. Durch frommen Ausblick zu den Sternen setzen sich die Kämpfer mit den verkörperten himmlischen Streitern in lebhaften Rapport. Im Liede Max Schneckenburgers leistet der Soldat vor dem Angesichte der vom Himmel herabschauenden toten Helden seinen Schwur:

Ausblickt er in des Himmels Blaun,
Wo tote Helden niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du Rhein bleibst deutsch, wie meine Brust.

In einem Liede macht Th. Körner die Heldenschatten zu Bundesgenossen.

Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten,
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Im Himmel werden die gefallenen Streiter von den alten Helden begrüßt. So in einem alten Grenadierliede. Da liegen des Königs Grenadiere, die durch ihr mutiges Voranschreiten der Schlacht die Entscheidung gegeben haben und samt ihren Offizieren von den feindlichen Kugeln niedergestreckt worden sind, am Waldessaume in friedlichen Reihen nebeneinander. Oben im Himmel aber sitzen die alten Feldherrn, die Männer der That, und haben dem mutigen Todesritt mit zugehört. Als die Tapferen an der Himmelspforte anklopfen, macht Blücher, der alte Marschall Vorwärts, den Pfortner und führt sie angefichts aller Seligen zu ihren Ehrenplätzen.

Da oben im Himmel, da sitzen zu Rat
Die Feldherrn, die einst uns geführt,
Held Friedrich, Held Blücher, die Männer der That,
Und freu'n sich ob des, was passiert.
Da klopft's an die himmlische Pforte ganz sacht,
Herein! ruft Held Friedrich, euch wird aufgemacht.
Da ruft der alte Blücher laut:
„Respekt, ihr Herrn, und aufgeschaut,
Die Krieger, die herein ich führe,
Des Ehrenplatzes sind sie wert,
Des Königs Grenadiere.“

In einem Liede des Vaters Gleim blickt der tapfere Fürst Schwerin vom Sternenzelt dem Siegesjubel nach der Schlacht bei Prag zu:

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Zedoch er starb ein Held
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

(Schluß folgt.)

Bismarck und die deutsche Dichtung.

Von Carl Busse.

Es mag Viele unter der heut im ersten Mannesalter stehenden Generation gegeben haben, die bei der Kunde von dem Tode des Gewaltigen im ersten Augenblick ungläubig aufstehen. Viele, für die der Name Bismarck sowieso schon wie ein Märchen war — wie ein Märchen aus jener Zeit, wo es noch Helden gab und Drachentöter. Und nirgends ist dieser Zug besser ausgeprägt worden, wie in einem kleinen Stimmungsbild, das ein deutscher Dichter vor Jahren, noch zu Bismarcks Lebzeiten, veröffentlichte. Er träumte sich hinein in die Zukunft, wenn erst Kinder um seine Knie spielen würden und er Märchen erzählen sollte in der Schummerstunde. Da würde er dann flüsternd reden von einem großen, rauschenden Walde, der ganz fern sich hinreckt ohne Anfang und Ende — von einem richtigen Märchenwald, und darin lebt der heimliche Kaiser aller Deutschen, der diesen Wald nur verläßt, wenn sein Volk einmal ganz am Boden liegt. Dann aber rettet er es und führt es zu herrlichen Höhen . . .

Ich weiß nicht, wie das Märchen weiter geht. Aber ich weiß, daß in diesem Märchen nichts Gezwungenes ist, daß die Kinder es verstehen würden und leuchtenden Auges horchen. Es giebt keinen besseren Beweis, ein wie echter Volksheld Bismarck gerade ist. Man kann ihn gleich ins Märchen setzen. Schon uns Jüngeren, die wir mit Bewußtsein und Verständnis nur die letzte Zeit seines Regiments miterlebt, war er mit einem ersten halben Sagenschimmer umspinnen, der aus jenen Tagen datierte, da wir als Kinder immer wieder seinen Namen gehört, schon als Kinder die unklare Vorstellung von etwas Gewaltigem mit ihm verknüpften. Und ob wir später auch bis in alle Einzelheiten seine Kämpfe und Thaten, sein Leben und Streben, sein Unsterbliches und sein Sterbliches kennen lernten — ein Rest von jener kindlichen Vorstellung blieb uns. Und wir haben oft „Bismarck“ gesagt, nicht im Gedanken an den Kanzler, an den Reichschöpfer, an den Einsiedler im Sachsenwald, sondern wir haben es gesagt, wie wir Barbarossa sagten oder wie wir oft „Deutschland“ aussprechen, daß es kein politischer oder geographischer Begriff ist, kein Land, das zwischen Rhein und Weichsel liegt, nur wie etwas Allgemeines, das wir alle fühlen und wissen. Auf einer Ansichtskarte, die ich in Friedrichsruh einst kaufte, fand ich den Namen des Ortchens durch den Namen „Deutschland“ ersetzt. Wie ein unbestimmtes Volksideal wird Bismarck weiter durch die Jahrhunderte gehen. Er wird zum Symbol werden. Wenn es möglich wäre, seine Thaten zu vergessen, wenn über manch Säkulum

hinaus der Volksdurchschnitt nur ganz unbestimmte Vorstellungen davon hat, was er geleistet, und nur noch weiß, daß er verknüpft ist mit Deutschlands Größe — dann wird die Phantasie dieses Volkes ihn ganz zum Märchenhelden umschaffen. Was viel früher geschah oder viel später, ihm wird es zugeschrieben werden. Das ist der naive Glaube des Volkes, der an ein großes Symbol Alles knüpft, was Deutschland in alter Zeit an Ruhm und Ehre gewann. Unbekümmert um die Geschichte geschieht das. Was ist nicht alles auf das durch Bismarck überwundene Volkssymbol, den Kaiser Rothbart, gehäuft worden! Was that es, daß die Forschung nachwies, Friedrich der Zweite wäre viel bedeutender gewesen, und auf ihn, nicht auf Friedrich den Ersten, gehe die Sage von dem schlafenden Kaiser zurück. Das Volk ließ nicht vom Rothbart. Und wie er als Schläfer im Berge das Symbol des zerrissenen, schlummernden Deutschlands war, so wird neben seinem Kaiser Weißbart Bismarck dem naiven Volksempfinden späterer Jahrhunderte das Symbol des einigen, wachen, ruhmreichen Deutschlands sein. So hat Dänemark seinen Holger Danske, und Andersen erzählte von ihm den Kindern seines Volkes das schönste Märchen . . .

Die deutsche Dichtung wird zu dieser Erweiterung und Verklärung beitragen. Sie setzt schon jetzt mehr oder minder das Wort Bismarck für das Wort Deutschland ein. Sie thut damit das, was die Zukunft thut und die Träger dieser Zukunft: die Jugend. Wer mit Bismarck die ganze Zeit miterlebte, die Jahre vor 1848, die Reaktionsperiode nachher, wer aus eigenster Erfahrung das Heut und Früher gegenüberstellen kann — er mag eher den einzelnen Mann in Bismarck sehen und ihm danken. Die Jugend käme dazu nur durch die Reflexion. Und die Studentenscharen, die jubelnd den Alten in herrlicher Begeisterung grüßten, die eine Zeit, wo es kein Reich gab, nicht selbst mehr kennen, sie neigen sich dem Unsterblichen als der mächtigen Verkörperung der deutschen Volksseele, als dem Volkstypus und Volksideal. Und weil das allein lebendig bleibt und sich immer reiner herauskristallisiert, je weiter die Wirklichkeit versinkt zu Gunsten der Wahrheit, je ferner die Zeit wird, wo er das Kleid der Sterblichkeit getragen — so kann es auch in der Zukunft keinen Bismarckfeind mehr geben. Er würde dann ein Volksfeind sein.

Von der deutschen Dichtung wollt' ich reden, die im Richteramt der Zukunft für die Volksgesamtheit ja eine entscheidendere Stimme hat als die Geschichtsforschung selbst. Eine Stimme, die weiterträgt. Ich will kurz darlegen, welches Verhältnis der Mann, über dessen sterblichen Resten der Sarg sich schon Jahre geschlossen, zu unserer Dichtung hat. Welche Wirkungen er darauf geübt; wie die Dichtung ihm entgegengekommen ist und sein Wesen ausgeprägt hat. Ungläubig mag Mancher den Kopf schütteln. Bismarck und Dichtung — das sind doch zwei Gegensätze, wie sie schärfer sich kaum denken lassen, wie es That und Wort sind. Aber gerade das Wort bereitet die That oft vor und bestimmt sie, und gerade die That löst oft die Zunge und bestimmt in noch höherem Grade das Wort. Wer eine Zeit schafft, schafft auch die Dichtung dieser Zeit, oder prägnanter ausgedrückt, prägt ihr den Geist dieser Zeit d. h. seinen Geist auf. Und wer unbekümmert um die ewig er-

regte Oberfläche in tieferen Gründen nach dem Zusammenhang der Erscheinungen sucht, der wird auf Bismarck und sein großes Werk auch den Geist zurückführen müssen, der ungebärdig und kraftvoll in den achtziger Jahren die Kriegserklärung an die Tagesgötzen und Götter erließ, der die Jugend erfüllte und berauschte. Auch sie griff nicht mit Glacéhandschuhen das Werk an, aber auch sie schuf etwas Neues, das größer, kräftiger, dauerhafter war als das, was sie in Trümmer brach. Und diese Entwicklung möchte ich wenigstens kurz andeuten.

Kein besseres Wort kann ich dazu vorausstellen, als das des großen Goethe über Friedrich den Großen. Er war es, bemerkt der Weise von Weimar in Dichtung und Wahrheit, der durch die Thaten des siebenjährigen Krieges den „wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt“ in die deutsche Dichtung brachte — jenen wahren, aus der Stärkung des nationalen Gefühls herauswachsenden Lebensgehalt, der schon mächtig das erste deutsche Lustspiel, „Minna von Barnhelm“, erfüllt und dann in Götz und weiter unsterbliche Ausprägungen erhielt. Es wäre weit übers Ziel geschossen, wenn man nun formulierte: ohne Friedrich kein Goethe. Richtig aber ist der eingeschränkte Satz: ohne Friedrich nicht der Goethe, den wir jetzt haben. Und so wird der große König, der die deutsche Dichtung so sehr als ungraziös verachtete, doch ungewollt und mittelbar ein mächtiger Förderer dieser Dichtung.

Genau so steht es mit Bismarck. Er hatte kein direktes persönliches Verhältnis zur Poesie. Es mag sogar sein, daß er im ganzen nicht gerade hoch von ihr dachte. Aber auch er gab ihr Richtung und Anstoß durch seine unsterblichen Thaten. Das ist ja das Große an einem wahrhaft großen Manne, daß er fördernd auch einwirkt, ohne es zu wollen, auf Gebiete, die ihm selbst ganz fern liegen. Luther, Friedrich, Goethe haben es auch gethan. Bismarck war ein Meister des Wortes. Es giebt Briefe von ihm, die erfüllt sind von einem wundervollen Naturalismus (in der edlen Bedeutung des Wortes), Briefe, an deren Humor, Anschauungs- und Schilderungskraft sich manch ein deutscher Dichter — ich nenne z. B. nur Rilienron — erfreut und begeistert hat, Briefe, die den Breslauer Universitätsprofessor Max Koch bewogen haben, ihrem Verfasser direkt einen Platz in der Geschichte der neueren deutschen Litteratur einzuräumen. Ich halte das, unbeschadet der Schönheit dieser Episteln, für übertrieben. Nein, nicht wegen seines Stils, seiner plastischen, trefflichen Ausdrucksweise — einzig und allein wegen seiner Thaten und seines Geistes gehört Otto von Bismarck hinein in eine moderne Darstellung der Entwicklung unserer Dichtung — ebenso oder mehr hinein als der alte Fritz. Wir haben sogar einen wundervollen Parallelismus in den von ihnen ausgeübten Wirkungen. Um ihn kurz darzustellen, muß ich die Litteratur des Krieges von 1870/71 streifen. Das alte (und richtige) Urteil darüber lautet durchaus vernichtend. Wohl übten tausend Säger ihre Kehlen, aber selbst Geibel und Freiligrath entgingen dem hohlen Pathos nicht, und das Volk, von den Poeten gänzlich im Stich gelassen, mußte mit der Jahrzehnte früher entstandenen „Wacht am Rhein“ in den Krieg ziehen. Wie anders war es 1813 gewesen, wo die Lieder von Arndt, Körner, Schenkendorf von Mund zu Mund gingen; wie anders in den

vierziger Jahren, wo die Gedichte von Herwegh, Freiligrath, Grün, Kinkel, Hoffmann von Fallersleben durchs Volk liefen! Der naheliegende Schluß: die Dichter um 1870 taugten nichts. Aber dieser Schluß ist falsch. Und er ist falsch deshalb:

Nämlich es ist zwischen 1813 und 1870 ein fundamentaler Unterschied. Alle die großen, unser Volk erschütternden Bewegungen seit den Tagen des alten Fritz bis zur 48er Revolution gingen von unten aus, vom Volke. Die Kronen, sagt Körner sehr richtig, wußten nichts davon. Das Volk zwang die Fürsten, denn es hatte am eigenen Leibe all die Schmach, Erniedrigung, Knechtschaft und Bedrückung kennen gelernt, und dadurch war vor 1813 sowohl wie vor 1848 eine wilde Freiheitssehnsucht in Aller Herzen gezogen. Diese wilde Sehnsucht ist der Hauptmotor dichterischen Schaffens; dieser zornigen Sehnsucht verliehen die Dichter, die dann Propheten sind, Worte. In solchen Fällen geht immer das Lied voran und, lange vorbereitet und vorempfunden in den Herzen, setzt endlich die That ein. Umgekehrt in den Kriegen Friedrichs des Großen und den Kriegen, die Bismarck geführt. Sie sind vorbedacht in dem Haupte eines Genies. Dieses Genie, dessen weitreichende Pläne das Volk nicht versteht, muß die Masse wohl gar zu den Kriegen zwingen. Das Volk kann da nur dumpf ahnen, es feindet seinen Retter, den es als solchen nicht erkennt, sogar an, bis ihm dieser über jede Ahnung hinaus eine herrliche Krone zu Füßen legt. Bismarck war nicht populär — er ist es erst spät geworden und dann eben außerordentlich. Von hier aus versteht man erst die Kriegsdichtung von 1870. Es konnte keine große Dichtung sein, wie die Friedrich begleitende Dichtung keine große war. Denn beide Genies wurden erst ganz verstanden, als sie ihr Höchstes schon vollendet hatten, als die Erfüllung da war. Aber die Erfüllung ist dichterisch nicht halb so produktiv, wie die Sehnsucht. Ideale, denen die schönsten Lieder gelten, sind immer unerreicht. Auch die Nachtigall singt nicht mehr, wenn sie ihr Nest gebaut hat. Hier also geht die That voran und das Lied folgt erst viel später.

Sowohl, viel später sogar. Denn nicht Gleim und Ramler sind die echten Dichter Friedrichs des Großen, und nicht die Geibel-Freiligrath und die übrigen Poeten des Jahres 1870 sind die echten Dichter des neuen Reiches und Bismarcks. Sondern das erst sind die eigentlichen, die den neu gewonnenen nationalen Lebensgehalt in sich aufgenommen haben, deren Jugend dadurch geformt ist. Der junge Goethe in Frankfurt, der leuchtenden Auges von Friedrich, der junge Bursche in den siebziger Jahren, der ebenso leuchtenden Auges von Bismarck und dem neuen Reich hört — sie sind, ob sie die Namen Friedrichs oder Bismarcks späterhin auch nennen oder nicht, erst die wahren Verkünder des neuen Geistes. Und so darf man fest behaupten: steht die den Friederizianischen und unseren letzten Kriegen gleichzeitige Dichtung auch hinter der Zeitdichtung von 1813 und 1848 zurück, unsere Litteratur verdankt diesen erstgenannten Kriegen ungleich mehr, als den Volkserhebungen dieses Jahrhunderts. Denn hier nur ein kurzes Aufflammen und schnelles Zurücksinken, dort aber das Durchleuchten und Bestimmen einer ganzen Epoche.

Und dies ist der merkwürdige Parallelismus: Dreizehn Jahre nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges tritt die von dem „neuen höheren Lebensgehalt“

durchdrungene Generation, die unsere Litteratur zur Blüte bringen sollte, auf; 1776 ist das ausschlaggebende Jahr für die Stürmer und Dränger, worin Goethe, Lenz, Klingler, Maler Müller, Wagner geschlossen kämpfen, worin das Werk erscheint, das der ganzen Epoche den Namen giebt: „Sturm und Drang“. Dreizehn Jahre nach Beendigung unseres großen Einheitskrieges marschieren die neuen Stürmer und Dränger in die Schranken; 1884 erscheinen die eine neue Litteratur-Epoche einleitenden Werke: also Bleibtrens „Revolution der Litteratur“, Arents „Moderne Dichtercharaktere“, Liliencrons erste Gedichte, Holz' „Buch der Zeit“. Und das ist kein Zufall. Wie der neue Geist in den Goethe, Lenz, Klingler, so steckte der neue Geist hier in der damals auftretenden Jugend. Waren die ersten unbewußt (nur das Auge des reifen Goethe erkannte es) von Friedrichs Geist bestimmt, so diese vom Geiste Bismarcks. Und in beiden Fällen war die Jugend ganz idealistisch.

Schlechte Litteraturgeschichten reden ihren Lesern noch immer vor, die so verpönten „Jungen“ seien als kranke, pessimistische, unnationale, materiell gesinnte Räuber in die heiligen Tempel der Kunst gebrochen. Ich kann mich hier nicht auf eine Widerlegung einlassen. Der Leser muß mir eben Glauben schenken, wenn ich sage, daß durch diese Jugend ein gewaltiger idealistischer, nationaler und religiöser Zug ging, daß gerade sie von dem Materialismus und Pessimismus des vorhergehenden Geschlechtes mit Ekel sich abwandte, daß sie sich direkt einführte als „die junge Generation des erneuten, geeinten und großen Vaterlandes“. Derselbe Geist, der damals die Treitschke und Stöcker trieb, sich mahnend und begeisternd an ihr Volk zu wenden; derselbe Geist, der im deutschen Studententum erwachte und zur Gründung des Rhyffhäuserverbandes führte; derselbe Geist, der über Nacht einen Wildenbruch aus langer Verkennung emportrug — er brauste auch durch die moderne Jugend. In dem ProgrammBuch der neuen Richtung, in dem zum ersten Mal alle Jungen sich fanden, war nur ein einziger Älterer auf direkte Aufforderung hin vertreten: Ernst von Wildenbruch eben. Nichts ist bezeichnender.

Und das ist die wahre Reichs- und Bismarck-Jugend gewesen, die damals in die Arena kletterte mit einer Kühnheit, daß die alten Dichter Wehe schriehen, wie die alten Diplomaten einst über den märkischen Junker. So liegen die Zusammenhänge. Und noch ein Beweis. In der historischen Entwicklung hatte durch Bismarck eben Preußen den Hauptanteil. Es löste politisch den Sünden ab, der Habsburger trat zurück hinter den Hohenzollern, dem der Eiserne die deutsche Kaiserkrone reichte. Dasselbe Verhältnis auf geistigem Gebiet: die ganze junge Dichtergeneration besteht aus Preußen, aus Norddeutschen. Liliencron, Falke, Hendell, Holz, Halbe, die Harts, Dehmel, Kreger, Hauptmann, Sudermann und wie sie alle heißen — sie entstammen dem Norden, der auch politisch die Hegemonie hat. Osterreich dagegen, das keinen Bismarck und keinen Krieg von 1870 hatte, hatte ebenso wenig auch einen jungen Nachwuchs und stellte nur später unter dem Einfluß der im Norden siegenden Richtung ein paar fränkliche und schlaaffe Vertreter.

Der Schluß: die ganze auf der deutschen Jugend beruhende neue Dichtung stellt sich dar als Produkt der von Bismarck geschaffenen Faktoren. Möchte sie unter dem Banne neuer großer Bewegungen ihren geistigen Nährvater auch verleugnen

— von ihm hat sie die Prägung empfangen und zu ihm wird sie sich nach all den Kinderkrankheiten, die um so heftiger auftreten, je kräftiger ein Kind ist, zurückfinden. Daß sie unsere Dichtung stärker befruchtet und schon heute zu ungleich größerer Höhe geführt hat, als das Geschlecht vor ihr, wird jeder Unbefangene zugeben. Und das ist es, weshalb ich von Bismarck als einem so starken Faktoren unserer Dichtung spreche. Der Raum verbietet mir den weiteren Nachweis, wie die ganz aufs Reale gerichtete Bismarcksche Politik weiter mitbestimmend ward für den Verlauf der Litteratur. Wie die realistische Epoche die romantische ebenso gut in der Politik wie in der Dichtung ablöste. Wie auf den Triumph dieser realistischen Politik der Triumph der realistischen Dichtung notwendig folgte. Dichter, die voll historischen Geistes und Propheten sind, ahnen manchmal deutlich diese Zusammenhänge, und Wildenbruch war nie so Prophet wie damals, als er dem aus seinem Amte scheidenden Kanzler die Worte nachrief: „Du warst, drum wurden wir!“ —

Wie Bismarck auf die deutsche Dichtung gewirkt hat, habe ich also in kurzen Andeutungen versucht klarzustellen. Wie die deutsche Dichtung ihm entgegengekommen ist, will noch gesagt sein. Es ist natürlich dabei unmöglich, auch nur die Hälfte dessen zu registrieren, was als Lied begeistert zu ihm emporschallte. Nur das Bedeutende mag notiert werden, im übrigen beschränke ich mich darauf, allgemeinere Gesichtspunkte zu finden. Zwei allerdings sehr unvollständige Sammlungen: „Der eiserne Kanzler im deutschen Lied“ von Paul Grotowsky und „Bismarck und das deutsche Vaterland im zeitgenössischen Lied“ von Adolf Jädicke, beide ungefähr bis 1894 gehend, kommen dem Betrachter hier fördernd entgegen. Und es ist erhebend, hier im deutschen Liede die wunderbare Wandlung der Volksseele in ihrem Empfinden dem Kanzler gegenüber sich spiegeln zu sehen.

Würdig voran mögen die beiden Dichter schreiten, die den kommenden Unsterblichen prophetisch vorgeahnt haben: Geibel und Johann Georg Fischer. Dem deutschen Reiche der Zukunft zwar scholl manches Sehnsuchtslied entgegen, aber Geibel und Fischer haben am klarsten erkannt und ausgesprochen, daß es nicht von unten aus zu erreichen sei. Geibel sang 1844 empor: „O Schicksal, gieb uns einen, einen Mann! Was frommt uns aller Wit der Zeitungskenner, Was aller Dichter ungereimt Geplänkel . . . Ein Mann ist not, ein Nibelungenengel, daß er die Zeit, den tollgewordenen Kenner, Mit eh'rner Faust beherrscht und eh'rnem Schenkel!“ Denselben Aufschrei that 1849 J. G. Fischer: „Erheb dich wie aus einem Munde, du Schrei der Not nach einem Mann!“ Und in Worten, die heute wunderbar ergreifen, führt er aus, wie dieser Mann den „unsterblichen Gedanken der deutschen Größe“ fassen, uns im Schlachtenschweiß ohne Erbarmen zu Hauf treiben, die „deutsche Mark runden, mit eisern harter Faust“ die Rebellen ohne Gnade „ins starre Joch der Einheit“ zwingen würde.

Aber von hier bis zur Erkennung Bismarcks als dieses einen Mannes war ein weiter Weg. Aus dem Jahre 1863 stammt das erste Gedicht, das Grotowsky in seine Sammlung aufnimmt. Der preußische Ministerpräsident wird besungen speziell als Preuze. Kein Klang der Zukunft mischt sich darein. Ein klein wenig

stärker rauscht es im deutschen Dichtermund schon 1866. Ein gutes Gedicht von Hans Koefer preist an dem „Grafen Bismarck“ schon das Eherne, das Furchtlose. Als mächtiger Reiter reitet er über Natternbrut, und schon dämmert die Ahnung auf, daß er für Deutschland schafft. Der Altpreuze Hesekeel dagegen sieht nur wieder den Preuzen in ihm, als er nach dem Attentat vom 7. Mai 1866 ihm ein Lied weihet. Nichts jedoch interessanter, als das Schlaflied, das die Frankfurter Mütter 1866 sangen: „Schlaf, Bübchen, schlaf“, das den köstlichen Schluß hat: „Der Bismarck kommt dahinter Und frißt die großen Kinder“. Mehr und mehr geht dann die Ahnung von Bismarcks großen Plänen durchs Volk. Noch ist's nur eine kleine Anzahl Lieder, die den Grafen zwischen 1866 und 1870 grüßen, aber sie reden nicht mehr von Preuzen. Fritz Reuter schreibt ihm Begleitverse zu einem Truthahn, der bisher wie ein Franzmann „gebullert“ und gekollert hätt' — er soll beide auffressen, den Hahn und den Franzosen. Kurz vor dem Kriege dann taucht in einem Liede von Vulpinus — so weit ich sehen kann, zum ersten Male — das germanische Schmiedsymbol in seiner Anwendung auf Bismarck und seiner Verknüpfung mit der Siegfriedsage auf: „Du Eiserner, schmiede das Eisen“. Und Bismarck als Schmied der deutschen Einheit — das hat ja stets von neuem dann das Motiv für bildliche und poetische Darstellung abgegeben.

Zimmer stärker wächst dann nach 1870 mit der größeren Volkstümlichkeit auch der Liederstrom, der den großen Kanzler umrauscht. Als Taucher, der die alte Märchenkronen aus tiefen Fluten zog; als Schmied, in dessen Blut der deutsche Degen gebadet ward; als Priester, der „den schönsten Bund“ geschlossen; als großer Arzt; als Pflüger, der ein wüstes Feld zu frischem Leben brachte; als der Atlas, dessen Schultern das Reich tragen; als Meister am Baugerüst; als ein Herkules, der den hundertköpfigen Drachen schlug; als Habe Hugin, der um Wotan-Wilhelm fliegt; als Zeus mit buschigen Brauen — wer zählt die Bilder alle, die geschmacklos und die guten, die Poetengeist dem einen Mann zu Ehren verschwendete! Und die sich bisher zurückgehalten, die wirklichen Dichter, sie schließen sich mehr und mehr den begeistertsten Dilettanten an: Emanuel Geibel, Rud. v. Gottschall, Gustav Schwetschke, Scheerenberg, Johann Meyer, Felix Dahn, Amynator, Theodor Fontane, Martin Greif, Julius Groffe, Robert Hamerling, Paul Heyse, Wolfgang Kirchbach, Klaus Groth, Wilhelm Jensen, Ernst v. Wildenbruch, Günther Walling, Heinrich Vierordt, Otto Franz Gensichen, v. Eichrodt, Joh. Trojan, Otto v. Reizner, J. G. Fischer, Wolfgang Müller von Königswinter u. s. w. — keiner will jetzt zurückstehen. Alle irgendwie bemerkenswerten Stationen in Otto von Bismarcks Leben begleitet nun die deutsche Dichtung: die Attentate, die Geburtstage, Reichstagsworte u. c. Zum 1. April 1885 harßt es im ganzen deutschen Vaterlande. Allein Karl Henckell, dem einst Nationalen, der sich dann zum Sozialdemokraten entwickelte, und dem fleckigen Abenteuerer Maurice von Stern ist es vorbehalten, den Allverehrten auch in Versen zu verunglimpfen.

Dann folgt die schwerste Zeit, da wir alle mit finsternem Trost zum Thron emporfahren und da Bismarck ging. Vorher noch war jenes weltbekannte Wort gefallen: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt.“ Es ist

verständlich, daß es mit dem ganzen Volke auch die Dichtung aufgriff und in mannigfachen Modulationen verwertete. Als dann der greise Kanzler von seinem Werke ging, als Hoffstranzen und Offiziose ihn feig verleugneten, da setzte das Lied so ein wie nie zuvor. Nichts ist so bezeichnend und auch so erhebend, als dies Eine, daß allein Grotowsky für die Jahre 1890—94 doppelt soviel Preisgedichte an den Einsiedler im Sachsenwald aufzählen kann, als dem großen Kanzler während seines ganzen früheren Lebens geglücken. Hier eben beginnt schon die Verklärung. Die deutschen Dichter schienen es als Ehrenpflicht zu empfinden, gerade in der Zeit offizieller Ungnade und Vereinsamung dem Geliebten des Volkes in Liedern den Dank dieses Volkes darzubringen. Den Empfindungen beim Abschied des Kanzlers hat Keiner so schönen Ausdruck verliehen, wie Wildenbruch in dem Achzeiler: „Du gehst von deinem Werke, dein Werk geht nicht von dir“.

Es ist unmöglich und schließlich auch überflüssig, selbst die bedeutenderen dieser Dichtungen zu registrieren. Den schon aufgezählten berühmten Namen schlossen sich Blüthgen, Viliencron, Karl Stieler, Hermann Lingg, Hans Hopfen, Hans Hoffmann u. s. w. an. Die Heyse, Dahn, Fontane, J. G. Fischer, Wildenbruch stimmten ihre Harfe neu — kurz, fast kein berühmter Name fehlte in der Dichterschar, die sich huldigend dem Fürsten neigte. Wer es nicht that, sprach sich selbst das Urteil. In seinem Buche „Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart“ sagt Professor Berthold Lizmann mit Fug und Recht: „Ich bin der festen Überzeugung, daß das Urteil der Nachwelt über jeden im politischen und litterarischen Leben des letzten Viertels des 19. Jahrhunderts eine Rolle spielenden Deutschen wesentlich mitbestimmt werden wird durch das größere oder geringere Verständnis, das er dem größten staatsmännischen Genie, das je in Deutschland auferstanden, Bismarck, entgegengebracht hat“. Ebenso ist für den Litterarhistoriker des 18. Jahrhunderts der Grad von Verständnis, den die Schriftsteller der sechziger und siebziger Jahre dem Genie eines Shakespeare entgegenbrachten, ein sicherer Wertmesser. Wie damals Shakespeare, so ist jetzt Bismarck das Schibolet, an dem sich der geistige Adel der Nation erkennt. Das Genie Bismarck hat von aller Dichtung auch fast nur das Genie Shakespeare genau gekannt und geliebt.

Der Einsiedler im Sachsenwalde mag sich doch über alle die Liedergrüße gefreut haben. Deshalb, weil die Zukunft aus ihnen sprach, deshalb, weil sein langes Leben ihn gelehrt, daß auch Lied und Dichtung Faktoren sind, die man gut thut in Rechnung zu ziehen. Als die Dresdener Liedertafel ihn 1892 besuchte, hat er es direkt ausgesprochen, daß, lange bevor mit Blut das Reich zusammengekittet worden sei, „unter der Asche fortglühend das brüderliche Gefühl“ aller Deutschen sich erhalten habe, gepflegt von „deutscher Wissenschaft, deutscher Poesie und nicht zum Wenigsten vom deutschen Liede“.

Als sich die herrlichen Augen unseres Größten geschlossen hatten, huldigte das Lied, das den Lebenden jubelnd oft umklungen, still dem Toten. Fontane besonders schrieb schöne Verse. Lange, wenn die heutige Welt vergangen, nach dreitausend Jahren, würden Wanderer ziehen durch den Sachsenwald und sie würden aufhören

zu lärmern und leise reden, denn sie wissen noch: hier herum „irgendwo“ liegt Bismarck. „Irgendwo“ . . . da haben wir schon wieder das Märchen. Schon verwischt die Dichtung leise die sterblichen Züge des Gewaltigen. Und wenn die Frage entsteht, wie Bismarck und welcher Bismarck im Liede und Volksbewußtsein wachbleiben wird, ob der mächtige Halberstädter Kürassier, der sich auf den Pallasthürstügel, oder der stille Weise im Sachsenwald, so meine ich fast, dieser letztere. Der Kanzler gehörte dem Kaiser, der getreue Eckart im bescheidenen Schlosse von Friedrichsruh — er gehörte uns allein, allein dem Volke. Lichtward hat den Kindern, die er zur Betrachtung von Bildwerken anhielt, sehr hübsch auseinandergesetzt, wie manche Köpfe im Greisenalter erst ganz schön und malerisch werden. Kaiser Wilhelm I. hatte solchen Kopf; Bismarck desgleichen. Beide leben in unserm Gedächtnis ewig und immer nur als Greise. Beide wurden erst im Alter volkstümlich. Das erleichtert es der umschaffenden Phantasie des Volkes, sie ins Märchen zu versetzen. Alles Individuelle wird abgestreift. In viel höherem Grade wird das, was Grimm von Treitschke sagt, für Bismarck einst gelten: daß vor dieser unbegreiflichen Fülle nach Jahrhunderten vielleicht ihm einmal das, was er geschaffen, abgesprochen werden könne, daß seine Schöpfung für die unpersönliche des deutschen Volkes gelten und Alles, was er persönlich an Haß und Zuneigung gehabt, auf uns selber, auf die Gesamtheit zurückfallen würde. Dann ist er eben schon ein Symbol geworden, ein Mythos, die Verkörperung der Volksseele. Vorausschauend ins vierte Jahrtausend hat Otto Franz Genfichen das in dem Gedichte „Triglaw-Bismarck“ besungen. Die deutsche Sprache ist dann längst tot, und ein Professor doziert, wie Bismarck gleich Homer und den Nibelungen ein Geschöpf der freien Volkspoesie sei, wie auf ihn das deutsche Volk Alles gehäuft, was es am höchsten gehalten: Treue, Schlichtheit, Kraft, Trunkfestigkeit, Humor, wie es ihn mit einem Riesenmaß der Heilighaltung des Weibes und Familiensinn ihm als Eigenschaften zudiktirt habe. Gelebt hat dieser Bismarck nie — er ist der aufgefriechte Triglaw-Gott des wendisch-slavischen Stammes, dem in Anlehnung an längst verschollene Götterfagen das Volk und seine Sänger gewaltige Thaten angedichtet . . .

In diesem humoristischen Einfall liegt eine tiefe Wahrheit. Wenn jetzt die Poesie bereits immer wieder an Siegfried und das Schmiedensymbol, an Walhall und Botan den Einen knüpft, der doch bis vor kurzem unter uns gewandelt — was wird ein späteres Jahrtausend thun? Zwei Attribute lehren schon heut stets wieder, diese zwei wird die Volkspoesie verarbeiten: einmal ist es der Ketter, mit dem sich Größe und Glück des Vaterlandes verknüpft, und zweitens der äußerlich Riesige, Gewaltige. Zola nennt ihn den „Koloß“, Detlev von Viliencron singt geschmacklos, aber charakteristisch: „Wie ein Mastodon stampfst Du durch die Welt“. Ja ich glaube, wäre Bismarck körperlich klein gewesen, so hätte ihn die Volkspoesie doch umgeschaffen nach einem Jahrhundert zum Riesen. Denn seine Thaten bestimmen dann jede Vorstellung.

So sind wir wieder beim Ausgangspunkt. Wenn auch nicht der junge Dichter, der es heut schon geschrieben, so werden doch die Mütter eines viel späteren Geschlechtes

das alte, schöne Märchen erzählen: Ganz, ganz fern liegt ein großer, rauschender Wald, und irgendwo darin schläft ein uralter, gewaltiger, herrlicher Riese. Er hat sein Volk zu höchstem Ruhm geführt, und immer, wenn die Not am größten ist, verläßt er seinen heiligen Wald, um es zu retten. Dann kehrt er still zurück unter seine uralten Eichen. Wenn ich mir das Märchen so vorstelle, meine ich fast, es sei germanischer als das vom Rothbart im Kyffhäuser. Die Götter Griechenlands hatten Berge zum Wohnsitz, aber in heiligen Hainen, in rauschenden Wäldern wohnten die Götter der Germanen. Nicht Dome und Mausoleen sind die Ruhestätten für solche Tote, wie Bismarck es war. Sie mögen gut sein für Kaiser und Könige. Unser Volksheld paßt nicht hinein. Er hat auch da das Richtige getroffen. Und die mächtigen Eichen des Sachsenwaldes werden ihn hüten und schützen und werden rauschen über dem heimlichen Kaiser der Deutschen.

Religion und Dichtung.

Von Bruno Baumgarten.

Religion und Dichtung! — Zwei lebendige Geistesmächte, deren Namen man nur hintereinander auszusprechen braucht, um sich einer ganzen Fülle von Beziehungen bewußt zu werden, die zwischen beiden obwalten. Bei einem raschen Ueberblick sehen wir die Dichtung im Dienste der Religion als religiöse Poesie, beide ineinander verfließend in den Mythen, beide Seite an Seite als Erzieherinnen des Menschengeschlechts — man denke an Schillers Briefe über ästhetische Erziehung —, dann aber doch wieder in mißtrauischer Spannung, ja in Feindschaft. „Freiheit in der Erscheinung“, so erklärt Schiller das Schöne überhaupt, auch das Poetisch-Schöne. Wenn aber des Dichters Phantasie rechts und links gegen religiöse und sittliche Schranken stößt, wenn sie zurückschreckt vor jeder kräftigeren Sinnlichkeit, so ist sie nicht frei, und ihre Werke können nicht frei erscheinen. Der Ernst der Religion erdrückte oft die heitere Kunst. Fromme Unduldsamkeit war es, die uns den Schatz an altdeutschen Heldengesängen, den Karl der Große noch sorgsam hütete, bis auf winzige Reste zerstört hat.

Woher stammt das eigentümliche Verhältnis von Religion und Dichtung? Gewiß aus dem Wesen beider! Und so lautet denn die Frage: Was ist Religion, was ist Dichtung?

Eines muß ich vorausschicken. Der Glaube, die Religion ist, wie wir Christen wissen, eine That Gottes in uns. Mit der Dichtung, wie der Einsichtige nicht bezweifeln wird, ist es nicht anders. Denn ein Größerer wirkt im Frommen und im Dichter. Aber indem wir uns dieses allerletzten Grundes in Gott bewußt bleiben, wird es in unserer Untersuchung fruchtbarer sein, beide Geistesmächte einmal so zu betrachten, wie sie bereits im Menschenherzen Wurzel gefaßt haben. Wir fragen also: Wie wurzeln sie im menschlichen Herzen, und was bedeuten sie für uns?

In gesegneten Zeitaltern liebt der Mensch die Welt, liebt sie um ihrer tausend Güter und Freuden willen. „Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel, die Erde ist voll Deiner Güter!“ Und für diese Güter fleht er dann um Schutz und Segen zu der geheimen Macht, die in den Wundern der Natur sich ihm offenbart. Auf der niedrigsten Stufe der Religion handelt es sich dabei nur um rein Sinnliches, um Leibes Nahrung und Notdurft. Je höher die Religion sich entwickelt, desto mehr treten die sittlichen Güter in den Vordergrund, wie Freundschaft, Liebe, Vaterland. Trotz mannichfacher Sorgen und Qualen liebt der Mensch noch die Welt, liebt sie um des Guten willen, um der Aufgaben willen, die sie ihm stellt.

Aber die Vergänglichkeit des Erdenglücks und des Lebens selbst, so viel tiefes Herzeleid, für das es hier keine Heilung giebt, und vor allem das Bewußtsein von Schuld und Sünde erwecken in der Menschheit immer und immer wieder Welt-

überdruß und Sehnen nach einem höheren geistigen Leben, nach Erlösung von der Welt, für deren Güter andere flehen, nach Teilnahme am Reiche Gottes. In den meisten Religionen stehen diese beiden Seiten des religiösen Lebens, Freude an der Welt als der Schöpfung Gottes, und mönchische Weltflucht, mehr oder weniger unvermittelt, neben einander. In der wahren, der christlichen Religion ist hier kein Widerspruch. Wir bitten zwar in demselben Gebet „Dein Reich komme“ und „Unser täglich Brot gib uns heute“. Aber da ist kein Gegensatz mehr. Gerade das betrachten wir als das höchste Gnadengut, das uns Gott ins Leben mitgab, daß wir durch sittliches Wirken in dieser Sinnenwelt uns dem Ziel unserer Sehnsucht immer mehr und mehr nähern, in das Reich Gottes immer tiefer hineinwachsen dürfen. So söhnt die wahre Religion das Diesseits mit dem Jenseits aus.

Aus diesem zwiefachen Grundmotiv: Liebe zu dem Sichtbaren und Sehnsucht nach einem Unsichtbaren — läßt sich auch die Dichtung begreifen. Aber der Dichter liebt die Welt nicht um des Guten, sondern um des Schönen willen in ihr. Die Empfindung, daß etwas schön sei, gab ihm zuerst die Natur in tausend Formen, wo Freiheit und Gesetzmäßigkeit in einem eigentümlichen Verhältnis ihm entgegentraten. Solche Formen schafft der bildende Künstler nach in Erz und Marmor. Der Dichter aber entdeckt in den menschlichen Schicksalen, in ihrem Lieben und Hassen, ihrem Leiden und Frohsin ein ähnliches Ineinander von Gesetzmäßigkeit und Freiheit, von Schicksal und Schuld. Auch hier ist also Schönheit, die Phantasie wird zum Nachbilden gereizt, und das Material des Dichters ist die Sprache. Um es also zu wiederholen, der religiöse Sinn haftet am Guten, der poetische am Schönen. Nun leben wir zwar der Ueberzeugung, daß das Schöne und das Gute in höchster Potenz und im Lichte der Ewigkeit eines sind. Aber in dieser Welt sind sie nicht eines; und Religion und Dichtung sind somit, soweit sie an den Dingen dieser Welt haften, deutlich geschieden.

Aber so wenig wie der religiöse bleibt der poetische Sinn an den Dingen dieser Welt haften. Die Schönheit, die ihn gefangen nimmt, ist gleichsam selbst ein Gruß aus der oberen Welt; sie ist — mit Schiller zu reden — die einzige von den Himmlischen, die den in die Sterblichkeit gebannten Menschen nicht verließ:

Hier schwebt sie mit gesenktem Flügel
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem Betrüge
Elysium auf seine Kerkerwand.

Und so weckt auch sie im Menschen eine unerklärliche Sehnsucht, die ihn über sich hinausweist, und unendliche Ideen erfüllen seine Brust. Gelingt es nun dem Dichter, durch Darstellung solcher ewigen Ideen in menschlich begrenzten Schicksalen und Thaten etwas von dieser Sehnsucht in uns zu erwecken, so hat er sein Bestes geleistet, und die Dichtung wird zu einer ähnlichen Versöhnung zwischen dem Diesseits und Jenseits, dem Sichtbaren und dem Unsichtbaren, wie die wahre Religion.

Unterscheidet sich auf dieser Stufe überhaupt noch der religiöse und der poetische Sinn, die Sehnsucht des Dichters und des Frommen? Ich möchte da an ein Bild erinnern, das die Dichter so gern für ihre Sehnsucht gebrauchen, und das uns diesen Unterschied plastisch verdeutlicht — ich meine das Bild vom „Fliegen“.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

So singt Eichendorff. Faust aber klagt:

Ach, zu des Geistes Flügeln will so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.

Und Novalis schildert die Dichter als „freie Gäste, deren goldener Fuß nur leise auftritt und deren Gegenwart in uns allen unwillkürlich die Flügel ausbreitet.“ Ja, die Flügel breitet in uns der Gesang des Dichters aus, unsere Seele macht sich auf zu fliegen, wie den Vogel ein warmer Hauch, ein Sonnenstrahl aus dem Neste lockt — fliegen! Wohin? Das eben wissen wir nicht, ja, darnach fragen wir in dieser Stimmung garnicht oder doch vergeblich. Wie in Goethes „Ganymed“ ruft es in uns: „Ich komm', ich komme!“ Und wie er, fahren wir zweifelnd fort: „Wohin, ach wohin?“

Ganz anders die Religion. Jene unbestimmte Sehnsucht verdichtet sich in der Seele des Frommen zu der ganz bestimmten nach dem einen, ewigen Ziele in Gott selbst! Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für! Oder um es entschiedener zu sagen: Die Dichtung weckt nur Sehnsucht; aber das Wort Gottes wirkt Glauben. Für den Dichter ist die wirkliche Existenz dessen, was er darstellt, gleichgültig. Von der Dichtung fordern wir nur Wahrheit. Von der Religion Wirklichkeit. Darum können nur die Thatfachen der Offenbarung den religiösen Sinn befriedigen und den Zweifelnden erquickern mit seligem Glauben. Religion und Dichtung — beide erheben über des Lebens Verworrenheiten zu einer tiefen, heitern Ruhe; beide machen es dem Menschen gleichsam möglich, über den Wassern zu wandeln, wie einst dem Petrus; aber den Sinkenden kann nur der Glaube retten, der die von oben dargebotene Hand erfäßt. Und so liegt, was beide scheidet, zuletzt doch darin, daß die wahre Religion Offenbarung, Wirklichkeit, die Dichtung aber immer nur Dichtung ist.

Daraus ergibt sich auch, was beide für uns bedeuten. Die Religion ist eine praktische Angelegenheit des Menschen; er steht zu Gott, daß das Gute wirklich werde, und wo er ganz daran verzweifelt, klammert er sich an ihn, in dem das Gute wirklich ist. Darum kann der erziehlche Wert der Religion nicht bestritten werden. In dem Herzen, wo der wahre Glaube Wurzel faßt, da ist sicher, daß „das Gute wirke, wachse, fromme, und daß der Tag dem Edlen endlich komme“. Aber wie es mit den großen Aufgaben so häufig geht: sie gelingen meist nur halb, und dann zeigen sich die Schattenseiten. Auch wir Christen halten uns so oft nur an die eine Seite unserer Religion, bald an das Diesseitige, bald an das Jenseitige in ihr; bald dient sie uns, und nicht nur im Katholizismus, nur zur Betäubung des Gewissens und somit zu ruhigerem Genuß der Daseinsfreuden; bald reißt sie uns ganz aus dem Diesseits heraus, raubt uns das Verständnis für unsere Umgebung und unsere sittlichen Aufgaben in der Welt, macht uns engherzig, einseitig, verschlossen, den Mitmenschen unerträglich, indes wir uns im Stillen Heilige und Märtyrer dünken.

Ja, die einseitig religiöse Bildung hat ihre Gefahr. Und hier gerade setzt, wie mir scheint, die befreiende Macht der ästhetischen Bildung ein. Sie duldet nichts

Engherziges, Einseitiges. Sie breitet, wie wir von Novalis hörten, in uns die Flügel weit, weit aus. Hohe Gleichmütigkeit und Freiheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden — so bezeichnet Schiller die Stimmung, in die uns ein echtes Kunstwerk setzen soll. Allerdings ist nicht genug zu betonen, daß die Dichtung nicht eine praktische Angelegenheit des Menschen ist, wie die Religion, sondern eine ästhetische. Wir dichten nicht und lesen kein Gedicht, damit das Gute wirklich werde, sondern damit wir das Schöne in seiner wahren Gestalt in uns aufnehmen. So erzieht uns die Dichtung zur geistigen Schönheit; jene eigentümliche Harmonie von Freiheit und Gesetzmäßigkeit, auf der allem Anschein nach das Schöne überhaupt beruht, spiegelt sich in uns wieder als Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, zwischen Neigung und Pflicht. Handlungen, die aus diesem Zustand der Seele fließen, nennen wir schön. Und in wem von uns hätte nicht schon einmal eine gewaltige Dichtung, ja vielleicht ein einziger schöner Vers den Gedanken erweckt, mit dem der jugendliche Schiller einst den Antikensaal zu Mannheim verließ: den Gedanken, eine schöne That zu thun?

Wir verkennen dabei wiederum nicht die Gefahr, die in der einseitig ästhetischen Bildung liegt. Auch diese gelingt eben selten oder nie in reiner Vollendung. So gewiß es im letzten Grunde nur eine Schönheit giebt, so unfähig sind wir doch, diese sogleich rein zu erfassen und ihrer vollendeten Harmonie unser Inneres nachzubilden. Das ist vielmehr eine unendliche Aufgabe, der wir uns nur immer mehr und mehr annähern können. Ein Uebergreifen der Sinnlichkeit stört noch oft in unserer Seele das harmonische Verhältnis, und wenn der einseitig religiös Gebildete leicht engherzig, intolerant erscheint, so finden wir in ästhetischen Kreisen dafür oft Unterschätzung des Sittlichen, und die Weitherzigkeit wird zum Leichtsinne.

Wenn wir demnach den erzieherischen Wert beider Geistesmächte präcisieren wollen, dürfen wir etwa sagen: Die Religion, des Einen, was not thut, bewußt, bekämpft mit Entschiedenheit das Ungöttliche im Menschen. Dabei kann es leicht sein, daß manche Leidenschaft und Sehnsucht, ein teurer Teil seiner Persönlichkeit, mit erstickt wird. Die Dichtung aber wirkt Harmonie der Leidenschaften und des Göttlichen im Menschen, der Vernunft. Zwar fehlt ihr die unmittelbare Bestimmung des Willens zum Guten; aber die „hohe Gleichmütigkeit und Freiheit“, die sie in uns erzeugt, ist die rechte Stimmung, um die Gottheit in unseren Willen aufzunehmen. So erzieht die Dichtung ganze, die Religion gute Menschen. Doch alles das sind Unterschiede, die gewissermaßen nur von unten gesehen gelten. Auf der höchsten Stufe wird die religiöse Bildung weitherzig wie die ästhetische, die ästhetische sittlich wie die religiöse sein, im Lichte der Ewigkeit finden sich beide Richtungen der Bildung zusammen in der wahren Vollkommenheit, an die Christus dachte, wenn er sagte: Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Vielleicht ist es mir vergönnt, diese allgemeinen Gedanken an Beispielen aus verschiedenen Gattungen der Poesie demnächst zu erläutern. Das hier von der Dichtung Ausgeführte trifft natürlich zu großem Teile auf die Kunst überhaupt zu; doch habe ich mich absichtlich an das mir am nächsten liegende Gebiet gehalten.

Neue Bücher.

Der Ungebändigte. Roman von Karl Joh. Schwarz. Eberswalde-Berlin. Verlag „Jungdeutschland“ (S. Dyk). 3 M.

Schwarz zeichnet uns den Typus des modernen Genußmenschen, der von sich bekennen muß: „Die Weiber sind das Einzige, was mich noch interessiert“. Einst hatte dieser Dr. Stretti den Kampf mit sich und dem Leben aufgenommen. Doch er unterlag. Von da an lechzt er nach Betäubung, nach ewigem Vergessen. In poetischem Schaffen, in ehrgeiziger Arbeit hoffte er innere Ruhe zu finden. Alles vergeblich. „Zulezt blieb mir nur meine Sinnlichkeit. Ich schone sie, ich hege sie, ich zittere für sie, sie ist mein letzter Raub“. Diese Berausung, dieses völlige Untergehen in einer auf's höchste gesteigerten Sinnlichkeit schildert unser Roman. Trefflich ist der „Held“ gezeichnet. Er leidet selbst am meisten unter seiner inneren Zerrissenheit und schwankenden Charakterlosigkeit. „Es wäre alles besser geworden, wenn ich die Sorge ums tägliche Brot im Rücken gehabt, wenn ich ein Ziel gesehen hätte.“ (S. 146.) — „Ich selbst bin verpfuscht. Ich mag ja als Persönlichkeit erscheinen, bin aber dem Nahestehenden ein grauenhaftes Mosaik aus kleinsten, verschiedenartigsten Würfeln zusammengesetzt. In meiner Brust sind nicht zwei Seelen, aber hunderte!“ (S. 153.) — Nur auf eine Tugend macht Stretti Anspruch, eines will er besitzen: Die Liebe zur Wahrheit, zur Aufrichtigkeit. Es sind mit die interessantesten und anregendsten Abschnitte des Buches, in denen er seiner Umgebung gegenüber diese Aufrichtigkeit übt. Denn Doctor Stretti ist begabt und geistreich und vertritt aufs energischste seine originellen, scharf pointierten und meist recht paradoxen Ansichten. Sie kennen zu lernen, wird reichlich Gelegenheit geboten, denn dieser Doktor muß selbst von sich sagen: „Ich dociere so gern.“ Vieles, was er sagt, fordert direkten Widerspruch heraus, manches Wahre ist allzu scharf übertrieben und überspannt vorgebracht.

Das Buch spiegelt jedenfalls eine zwar nicht gerade erfreuliche Seite der modernen Zeitseele ausgezeichnet wieder. Wer bei Reife des inneren Empfindens Ernst macht mit dem bis zum Überdruß wiederholten Satz, daß es in der Kunst nicht so sehr auf das Was, als auf das Wie ankomme, wird den Roman so lesen, wie er gemeint ist, und seine Freude daran haben. W. G. Becker.

Plattdütsche Burenlieder. 'ne lüttje Gav' för de armen Burenfru'ns un Kinner von Eduard Jürgensen in Friedenau un vun Zedermann, de sei köpen deiht! Preis 20 Pfg. Der Reinertrag aus dem Verkauf dieser Burenlieder fließt ungekürzt in die Buren Sammlung des Alldeutschen Verbandes. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Alldeutschen Verbandes, Berlin W. 35, Lützowstraße 85 b, und durch Thormann & Goetsch, Berlin N. W., Besselstraße 14. 13. Tausend.

'ne lüttje Gav'? So Gott will, 'ne grote Gav! Wer up Du und Du mit uns' Herrgott steiht un Plattdütsch mit Em reden darf, de kann of wat utrichten, wenn man „dat Hart up den richdigen Placken em sidd“, so seggt Eduard Jürgensen sülvst. Un dat Mul of, segg id. Un wenn Eduard Jürgensens Hart sin Mul updeiht, denn singen alle plattdütschen Harten mit vun Königsberg bet na Sleswig un von Sleswig bet Friedland un vellicht noch wider. Un wen dat Hart upgeiht, de ward den Geldbüdel nich tomaken, un so ward dann ut de lüttje Gav 'ne grote Gav' — so Gott will. Amen. L. B.

Die Rheinlande. Monatschrift für deutsche Kunst. Im Auftrag der G. m. b. H. „Rheinische Kunstzeitschrift“ herausgegeben durch Wilhelm Schäfer. Im Kommissionsverlag bei August Bagel in Düsseldorf. Preis des Jahrgangs 24 M., des Einzelheftes 2 M. 50 Pfg.

Das erste Heft dieser vornehmen Kunstzeitschrift erschien im Oktober 1900. Rheinische, oserwillige Kunstfreunde hatten sich verbunden, ein Organ zur Pflege rheinischer Kunst und Kultur zu schaffen, und der erste Jahrgang mit seinem gebiegenen Inhalt und seinem reichen Bilderschmuck ist ein glänzender Beweis dafür, daß Wollen und Können in diesem Falle gleich groß waren. Ja, ich stelle mit Genugthuung fest, daß viel mehr geboten worden ist, als versprochen wurde, ein wirklich seltener Fall in unserer Zeit hochtönender Prospekt, glänzend ausgestatteter, mit großen Namen prunkender Probenummern. Auch die erste Nummer der „Rheinlande“ zeichnete sich durch vornehmste Ausstattung aus, spätere Hefte übertrafen sie aber durch Reichhaltigkeit und Schönheit. Doch ich will hier keine Kritik des ersten Jahrganges bringen, verzichte auch auf eine Würdigung der ersten sechs Hefte des zweiten Jahrgangs, weil sie bis auf ca. 15 Exemplare völlig vergriffen sind, so daß der Verlag nur noch in einzelnen Fällen den Jahrgang vom Oktober 1901 ab ganz liefern kann. Ich will die Leser der „Monatsblätter“ nur aufmerksam machen auf den vierten Halbjahrsband, dessen erstes Heft im April erschienen ist, denn dieser Band wird durch die Veröffentlichungen aus der Düsseldorfer Kunstausstellung nicht nur von aktuellem Interesse sein, sondern dauernden Wert besitzen. Die deutschnationale Kunstausstellung wird eine so vollkommene Übersicht über die deutsche bildende Kunst der Gegenwart geben, daß man sie mit wirklichem Recht ein „Dokument deutscher Kunst“ nennen könnte. Daneben wird die kunsthistorische Ausstellung aus den rheinischen Kirchenschätzen Hauptstücke ausstellen, die noch niemals ausgestellt waren und auch wohl nie wieder ausgestellt werden. Eine übersichtliche Ausstellung des deutschen Kunstgewerbes wird eine zeitgemäße Ergänzung dazu sein. Die „Rheinlande“ werden im Laufe des Sommers die Hauptwerke dieser drei Ausstellungen in guten Abbildungen veröffentlichen und über jede fortlaufende Besprechungen aus berufener Feder bringen, so daß der Halbjahrsband ein abgeschlossenes Werk darstellt, das durch litterarische Beiträge aller Art bereichert wird. Der Preis bleibt trotzdem mit 12 Mark für den Band bestehen. Ergänzend sei noch mitgeteilt, daß das Maiheft ein Eifelheft sein wird, gelegentlich der Eifelausstellung in Trier unter Anregung und Mitarbeit des Regierungspräsidenten zur Medden zusammengestellt. Es wird Abbildungen der bekantesten Eifelmalers von Lessing bis Mikutowski mit litterarischen Arbeiten hervorragender Eifelkenner vereinigen und als Eifel-Prachtwerk in Halbleinen gebunden auch einzeln in den Handel kommen. Die bisherigen Leistungen der „Rheinlande“ auf dem Gebiete der verschiedenen Reproduktions-Arten lassen auch für diesen Halbjahrsband das Beste erwarten, und der textliche Teil wird hinter dem Bildschmuck nicht zurückstehen, weil die Redaktion bei Wilhelm Schäfer, das beweisen die schon abgeschlossen vorliegenden drei Halbjahrsbände, in berufener Hand liegt. Ich empfehle den Bezug des vierten Halbjahrsbandes (vom 1. April bis zum 1. Oktober) aus innerster Überzeugung allen Kunstfreunden!

Hierlohn.

Ludwig Schröder.

Litterarische Notizen.

Unserem Mitarbeiter, Herrn Martin Boelitz, wurde seitens der Deutschen Litterarischen Gesellschaft in London ein Ehrenpreis von eintausend Mark für seine Gedichtsammlung „London“ zuerkannt.

Der Berliner Goethe-Bund will einen deutschen Volks-Schillerpreis begründen. Hermann Allmers, der Marschdichter, der am 11. Februar vorigen Jahres seinen 80. Geburtstag feierte, starb am 9. März in Rechtenfleth an der Unterweser.

Bis zum 15. März sind bei der Schriftleitung folgende Bücher eingegangen (Eine Besprechung bleibt vorbehalten):

- Julius Petersen, Das Deutschtum in Elsaß-Lothringen. 138 S. geb. 2,40 M. München, J. F. Lehmann.
- Leopold Hagemann, Die Los von Rom-bewegung in Spanien. 48 S. geb. 60 Pf. München, J. F. Lehmann.
- Henriette von Meerheimb, Befreiung. Roman. Zwei Teile in einem Bande. 169 u. 203 S. Berlin, Otto Janke.
- Christ. Wilh. Stromberger, Biographische Charakterbilder. Eine Sammlung kleiner Schriften. 162 S. Frankfurt a. M., Heider & Zimmer.
- Wilh. Schröder, Aus der Kinderstube für Zeit und Ewigkeit. Eine Gabe für junge und alte Eheleute. 96 S. Vornehm geb. 1,50 M. Barmen, C. Biermann.
- Karl Domanig, Der Idealist. Schauspiel in fünf Aufzügen. 100 S. geb. 2,25 M., geb. 3 M. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft.
- Ferdinand von Saar, Hermann und Dorothea. Ein Idyll in fünf Gefängen. 86 S. geb. 1,50 M. Kassel, Georg Weiff.
- Anton Bettelheim, Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit neuen Beiträgen zu seiner Biographie. Zwei Bände. 333 u. 424 S. geb. 4,80 M. Stuttgart, J. G. Cotta.
- Hermann Sudermann, Es lebe das Leben. Drama in fünf Akten. 172 S. geb. 3 M. Stuttgart, J. G. Cotta.

- Otfrid Hagen, Scherz- und Minneweisen eines Spielmannes. 79 S. geb. 1,50 M. Berlin, Hermann Walthers.
- Oda Ulberg, Das Weib und der Intellektualismus. 118 S. geb. 2 M., geb. 3 M. Berlin, Dr. John Edelheim.
- W. Kühne, Venus, Amor und Bacchus in Shakespeares Dramen. Eine medizinisch-poetische Studie. 74 S. geb. 1,20 M. Braunschweig, C. Appelhaus & Co.
- Am Anfang des Jahrhunderts. Heft 6, 7, 8, 9, 10, 12; 53, 56, 87, 55, 60 u. 51 S. geb. je 30 Pf. Berlin W., Verlag Aufklärung.
- Ein Abend im Cabaret zum hungrigen Pegasus. 32 S. geb. 1 M. Berlin, Carl Meffer & Co.
- Stöcker und Schwabedissen, Christliche Wissenschaft und Glaubensheilung. Zwei Aufsätze. Zweite Auflage. 51 S. geb. 50 Pf. Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.
- Max Lenz, Römischer Glaube und freie Wissenschaft. 32 S. geb. 50 Pf. Berlin, Hermann Walthers.
- Konrad Lange, Das Wesen der künstlerischen Erziehung. 34 S. geb. 1 M. Ravensburg, Otto Maier.
- Lulu von Strauß-Torney, Bauernstolz. Dorfgeschichten aus dem Weserlande. 217 S. geb. 3 M. Leipzig, Herm. Seemann Nachf.

Zeitschriftenchau.

- Ästhetisches.** Von Arthur Drews, Ed. Berg und H. Brömse. Litterar. Echo. 11.
Chanson, Das französische im 19. Jahrhundert. Von Paul Bornstein. Nord und Süd. 300.
Defakent und Leistungsmensch. Von Max Dessoir. Lotse. 22.
Deutsche Dichter auf italienischen Bühnen. Von Rob. Michels. Lotse. 22.
Dichterknabe, Ein. Von Max Meyerfeld. Litterar. Echo. 12.
Drama, Das Wesen des. Von Hans Benzmann. Kyffhäuser. 22.
Ethik, Positive. Von Ludw. Gumplowicz. Wage. 11. 12.
Frauenbewegung, Zur Geschichte der. Von Rosa Mayreder. Wage. 9.
Frauenlitteratur, Moderne. Von A. Pappitz. Internat. Litteraturberichte. 4.
Gemeindeabend, Der. Von Heinrich Schuren. Deutsche Heimat. 24.
Goethe-Briefe. Von H. H. Lotse. 23.
Subalte, Die Biltsteiner. Von Hugo Göring. Deutsche Heimat. 21.
Hammerling, Robert. Von Chr. Schmitt. Erwinia. 6.
Historische Dramen. Von Paul Legband. Litterar. Echo. 11.
Historische Tragödie, Neue Stoffe für die. Von Rob. Niemann. Lotse. 24.
Holz, Arno. Von Ad. Hartung. Lotse. 23.
Humor und Kunst. Von Carl Busse. Internat. Litteraturberichte. 5.
Jahreslitteratur. Von Karl Strecker. Litterar. Echo. 12.
Jahrtausend, Das. Von Wilh. v. Scholz. Lotse. 21.
Jean Paul, Eine Blütenwanderung durch. Von Frik Lienhard. Deutsche Heimat. 20.
Jean Paul's Humor. Deutsche Heimat. 24.
Klinger, F. W. Von Karl M. Klob. Neue Bahnen. 5.
Knaben Wunderhorn, Des. Von Paul Ernst. Deutsche Heimat. 22.
Kritische Spaziergänge. Von G. A. Erdmann. Internat. Litteraturberichte. 5.
Kulturgeschichtliche Litteratur, Neuere. Von Andr. Lorenzen. Internat. Litteraturberichte. 4.
Kunstwanderungen. Von Jul. Leisling. Wage. 11.
Lyrik, Neue. Von Ad. Brieger. Internat. Litteraturberichte. 4. 5.
Lyrisches. Von R. M. Werner. Litterar. Echo. 11.
Novellenbücher. Von Hans Bethge. Litterar. Echo. 12.
Obrist, Hermann. Von Lothar v. Kunowski. Lotse. 21.
Positivismus, Zur Naturgeschichte des. Von Otto Lyon. Litterar. Echo. 11.
Reuter, Frik, Bei. Von O. Welzien. Deutsche Heimat. 23.
Romane und Novellen, Allerlei. Von Hans Benzmann. Deutsche Heimat. 20.
Roman, Ein neuer. Von H. v. Blomberg. Deutsche Heimat. 23.
Schulromane, Französische. Von Käthe Schirmacher. Litterar. Echo. 12.
Schwann, Mathieu. Von Henri Gartelmann. Neue Bahnen. 6.
Schuren's Dorfmusikanten. Von Wolfg. Kirchbach. Deutsche Heimat. 22.
Sonett, Das. Von Otto Hauser. Litterar. Echo. 11.
Steinhausen, Heinrich. Von Rich. Weitbrecht. Litterar. Echo. 12.
Sudermann, Es lebe das Leben. Von S. Heckscher. Lotse. 23.
Tolstoj, Leo, als Gnostiker. Von G. H. Schmitt. Neue Bahnen. 6.
Volkschriftsteller. Von Johs. Gillhoff. Litterar. Echo. 12.
Wert der Worte, Vom. Von Wilh. Michel. Kyffhäuser. 22.
Wildberg, Bodo. Von Hans Weber-Lutkow. Neue Bahnen. 5.
- Ferner:
Die Feder. Nr. 64—66.
Der Scherer. Nr. 8—11.

Unverlangt eingehenden Beiträgen sind die nötigen Briefmarken beizufügen, wenn im Falle der Unverwendbarkeit die Rücksendung gewünscht wird.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Warneke, Braunschweig, Kaiser Wilhelm-Straße 52.
Verlag: Gose & Tegkloff, Berlin W. 35. — Druck: Herrcke & Lebeling in Stettin, Pötkerstraße 81.

Monatsblätter für deutsche Litteratur.

VI. Jahrgang.

Mai 1902.

Heft 8.

Dingsten.

Nun halten wieder meine Hände
Den frühlingsfrischen Maienzweig,
Und wieder säumt sich im Gelände
Mit jungen Blüten jeder Steig.

Und wieder krönt mit weißen Kränzen
Die kahlen Wipfel allerwärts
Und lacht mit sonnengoldnem Glänzen
Der Mai ins ärmste, müde Herz.

Und wie sich Baum und Strauch erneuen
Und stehn geschmückt durch Himmelsmacht,
Da mahnt mit Duft und Blütenstreuen
Auch Dich, mein Herz, die Maienpracht:

Verpür' auch Du im Weltgetriebe,
Das wirr und rastlos Dich umkreist,
Den Gruß der ew'gen Schöpferliebe,
Den Hauch vom Heil'gen Gottesgeist!

Braunschweig.

Anna Klie.

Einsam.

Die Füße müde in glühendem Sand,
Und die Seele verdurstet im Sonnenbrand.

Und von brennender Lippe die Sehnsucht schreit
Durch die tote, schweigende Einsamkeit —

Doch nirgends Antwort. Im Sande nur
Unzähliger wandernder Füße Spur

Bückeburg.

Lulu von Strauß-Corney.